

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

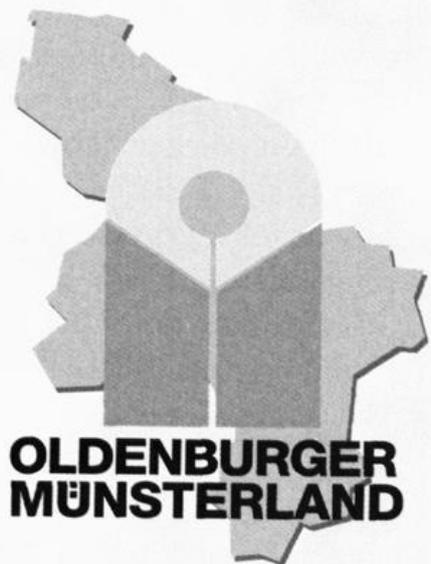
Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Kunst im Oldenburger Münsterland

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Kunst im Oldenburger Münsterland



Klaus G. Werner

„Wir schulden es unserer Jugend.“

Die „Aula-Abende“ und die „Freunde der Kunst“ als Kulturträger in Cloppenburg nach den Weltkriegen

In einer Zeit, in der kulturelles Leben von einer kaum mehr überschaubaren Vielfalt geprägt ist, in der eine demokratische Grundordnung höchstmögliche Freiheit des künstlerischen Ausdrucks gewährleistet, in der auf „hohem Niveau“ über Geldmangel und Subventionsabbau geklagt wird und zugleich der Verdacht einer Überfrachtung oder gar Übersättigung im kulturellen Bereich aufkommen kann, fällt es möglicherweise schwer, sich in die Situation der Menschen nach Notzeiten, besonders jene der Nachkriegszeiten hineinzusetzen. Der Hunger nach Kunst und Kultur nach jahrelangem Schlachtengemetzel, Kanonendonner, Bombenterror und Sirenengeheul dürfte jedoch nachvollziehbar und verständlich sein. So kann es wohl kaum als Zufall angesehen werden, dass in den Jahren 1918 und 1945 wichtige Weichenstellungen für das kulturelle Leben in Cloppenburg stattgefunden haben.

Ähnliche Bedingungen, aber auch unterschiedliche politische und gesellschaftliche Umfelder kennzeichnen die entscheidenden Jahre nach den beiden Weltkriegen. Vollzog sich die Gründung der „Aula-Abende“ im Jahr 1918 noch unter dem Eindruck gekränkten vaterländischen Stolzes, so stand deren Wiederaufnahme 1945, die unmittelbar zur Gründung der Vereinigung „Freunde der Kunst“ im Jahr 1949 führte, im Bann einer demütigenden Besatzung durch die Siegermächte, vielleicht auch schon im Zeichen einer „Kollektivscham“ (Alt-Bundespräsident Richard von Weizsäcker) über die Gräueltaten der Nazi-Vergangenheit, eher aber waren sie Teil des Deckmantels einer mehr oder weniger bewussten Flucht ins Vergessen und Verdrängen. In beiden Fällen, 1918 und 1945, ging es um eine Rückbesinnung auf die kulturellen Errungenschaften des „Volkes der Dichter und der Denker“, woran man sich nach den jeweils schmachvollen Jahren neu aufzurichten gedachte. Unter diesem Vorzeichen war es klar, dass man sich nicht mit Bescheidenem zufrieden geben wollte, sondern in den Bereichen Musik, Theater, Dichtung

und anfangs auch Technik und Wissenschaft nach Hohem, ja nach Höchstem und Erstklassigem strebte.

Im Folgenden soll versucht werden, anhand von überlieferten Dokumenten über die „Aula-Abende“ und die „Freunde der Kunst“ jene Impulse darzustellen, welche die Kultur in Cloppenburg auf ein beachtliches Niveau für eine ländliche Kleinstadt, die Cloppenburg trotz ihrer Bedeutung als Sitz der Kreisverwaltung war, gebracht haben. Dabei wird der Blick auf die Musik eine Vorrangstellung einnehmen. Von einer Chronik der „Freunde der Kunst“, die eigentlich überfällig ist, muss diese Darstellung wegen ihres begrenzten Umfangs weit entfernt bleiben. Vielleicht können die Ausführungen einen Anstoß zu weiterer Beschäftigung mit der kulturellen Geschichte Cloppenburgs und der Geschichte des Vereins im Besonderen geben. Mein Dank gilt Oberstudiendirektor Heinrich Hachmöller, dem jetzigen Ersten Vorsitzenden des Vereins „Freunde der Kunst“ (neuerdings „Konzertfreunde Cloppenburg“), für die Bereitstellung der Archivalien¹ und die unbürokratische Unterstützung. Danken möchte ich auch Herrn Dr. med. dent. Robert Berges (Sohn des Vereins-Mitbegründers von 1949) für einige wichtige Hinweise und Frau Susanne Möller von der Münsterländischen Tageszeitung (MT), die mir den Zugang zum Archiv der MT ermöglicht hat.

„Treu deutsch und männlich fromm!“ – 1918 und die folgenden Jahre

Am 31. Januar 1918 veröffentlichte die Münsterländische Tageszeitung einen „Aufruf zum Besuch von Aula-Abenden im Realgymnasium zu Cloppenburg“. Unterzeichnet war dieser Aufruf von Dechant [Eduard] Brust, Baurat [?] Borchers, Dr. jur. [Bernhard] Heukamp (Bürgermeister), Dr. phil. [Heinrich] Ottenjann (Oberlehrer) und [Franz] Teping (Direktor des Realgymnasiums)². Der Ton, in dem diese Schrift abgefasst ist, erscheint uns heute pathetisch und nationalistisch bis zur Un-erträglichkeit. Von einem Krieg, aus dem „*ein germanisches Jahrhundert hervorbrechen soll*“, von „*Deutschlands Größe und Zukunft als bleibendes Gut*“ ist die Rede. Im Januar 1918 war der Erste Weltkrieg noch nicht zu Ende, die Niederlage Deutschlands noch nicht besiegelt. Bis zum November sollte es dauern, bis die Waffen schwiegen. Doch waren die Auswirkungen, die Opfer und die Leiden des Krieges bereits in



Symbol („Logo“) der „Aula-Abende“

hohem Maß zu spüren. So heißt es auch: „... wer noch andere Lebensziele sein eigen nennt, als schnöden Kriegsgewinn, Hamsterei und Leibes-Nahrung und Notdurft, dem geht es oft wie ein tiefes Sehnen durch die Brust nach etwas Größerem, Schönerem, Reinerem, als die drückende Luft des Alltags bringen kann.“

Den hochgestochenen Worten zum Trotz erahnt man, dass es hier um Existenzielles geht. Die Not des Einzelnen war durch die Kriegswirren so groß geworden, dass das alltägliche Handeln vom Kampf um das eigene Überleben bestimmt war. Mag der von den Unterzeichnern proklamierte Wahlspruch „*Treu deutsch und männlich fromm!*“ unseren Ohren noch so befremdlich klingen, die gute Absicht der Gründer der „Aula-Abende“ war es, sich gegen das Abgleiten in Gewissenlosigkeit zu stellen und für die Rückbesinnung auf christliche und ethisch-moralische Werte und Normen einzutreten. Dies hoffte man dadurch zu erreichen, dass „*Männer mit deutschen Christenherzen, Männer der deutschen Wissenschaft, Männer deutschen Könnens, Männer deutschen Willens, Männer deutscher Kunst, Vorträge halten über alles, was groß und schön und deutsch und heilig war und ist und bleiben wird vor dem Kriege, im Kriege und nach dem Kriege.*“³ Die Wortwahl dieses Aufrufs ist bezeichnend für das zeitgeschichtliche Umfeld. Der überzogene Nationalismus des Kaiserreichs und die Überzeugung vom „deutschen Wesen“, an dem doch die Welt genesen sollte, waren tief im Bewusstsein der Menschen verankert, und das Vokabular entsprach dem üblichen Pathos. Hubert Gelhaus spricht vom „nationalen Volksmythos“ und dem deutschen Sendungsbewusstsein⁴, welche in der Folge zu Konflikten mit den demokratischen Bestrebungen der Weimarer Republik, insbesondere unter der Knute des Versailler Vertrages führte.

Die Vorläufer der Veranstaltungen von „Freunde der Kunst“ begannen mit Vorträgen, denen aber alsbald auch musikalische Beiträge folgten.

Am 25. Februar 1918, abends 8½ h.
 „Diesseits Kultur und Jenseitsglaube“.
 Domprediger Dr. Donders = Münster 1/29.
 [Letztes Jahr des ersten Weltkrieges]

Erster Eintrag im Gästebuch

Am 25. Februar 1918 fand in der Aula des Realprogymnasiums Cloppenburg (an anderer Stelle auch noch Großherzogliches Realprogymnasium genannt) der erste „Aula-Abend“ statt. Domprediger Dr. Donders aus Münster hielt einen Vortrag über das Thema „Diesseitskultur und Jenseitsglaube“. Der Eintritt kostete im Vorverkauf bei der Terwelp'schen Buchhandlung 1,50 Mk., an der Abendkasse 2,00 Mk. Allein im Vorverkauf wurden 350 Karten abgesetzt. Schulpflichtige Kinder hatten keinen Zutritt. Kuriosum am Rande: Ausdrücklich wurde das Rauchen untersagt. Bereits am nächsten Tag brachte die Münsterländische Tageszeitung eine ausführliche Zusammenfassung des Vortrags, woraus hervorgeht, dass der Redner auf vaterländisches Pathos weitgehend verzichtete und die Bestimmung des Menschen zwischen Diesseits und Jenseits auf der Grundlage christlicher Glaubensüberzeugung und Ethik zum Gegenstand seiner Ausführungen machte.

Kaum ein anderer „Aula-Abend“ ist noch einmal so umfangreich dokumentiert wie der erste. Fest steht, dass die Abende von Anfang an einen großen Erfolg verzeichneten. In ausverkauften Veranstaltungen schienen die Menschen das Gebotene aufzusaugen wie trockene Schwämme das Wasser. Am 17. März 1918 sprach Prof. Dr. Julius Schwering aus

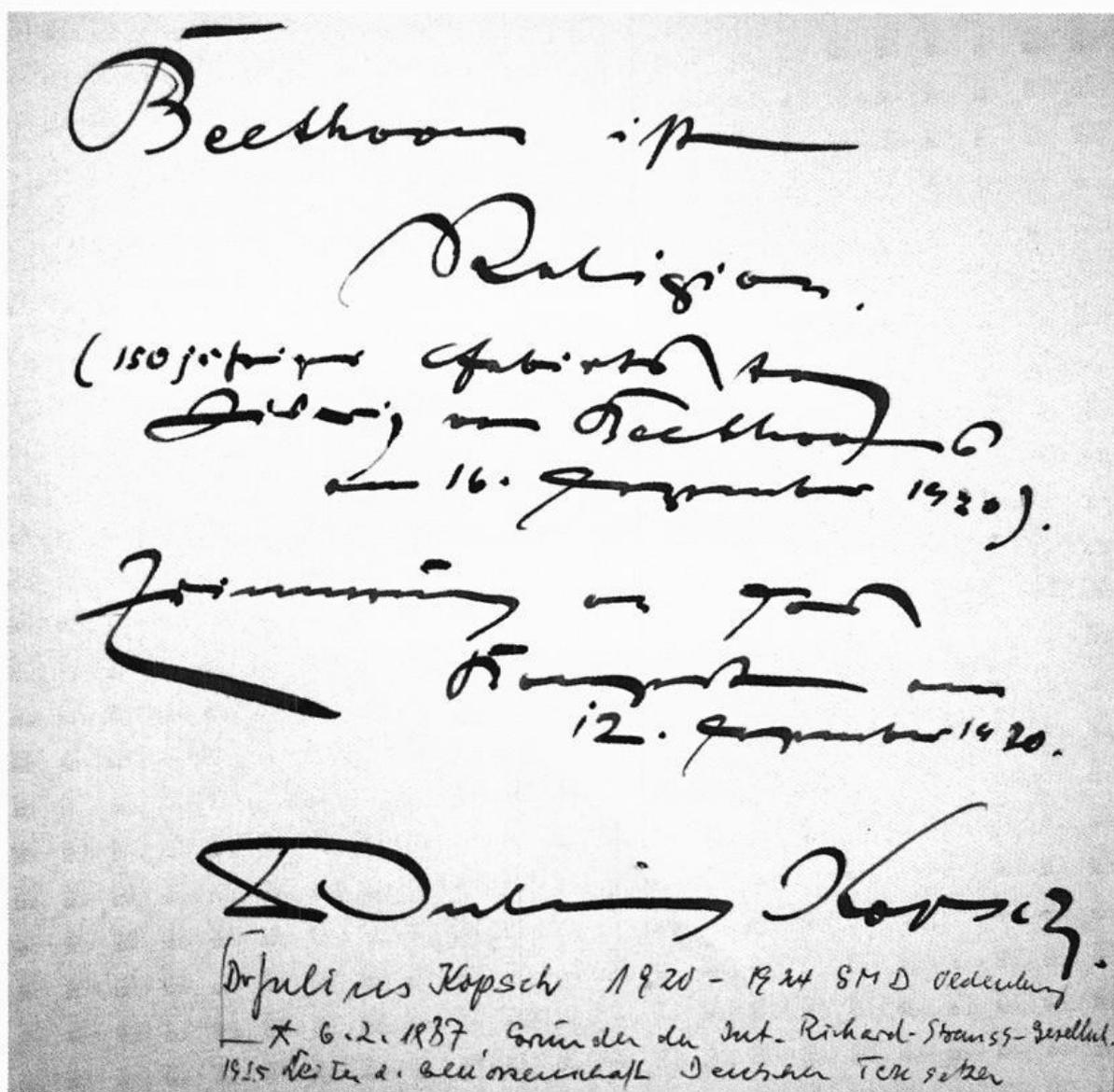
Münster über den Heimatdichter Friedrich Wilhelm Weber. Schon diese ersten beiden Veranstaltungen zeigen, dass man um Experten und hohe Kapazitäten für die „Aula-Abende“ bemüht war. Die Fortsetzung wurde dann in die nächste Wintersaison gelegt. Am 11. Oktober 1918 gab es einen Lichtbildervortrag (!) von Prof. Wempe aus Oldenburg über „Eine Polarfahrt bei Kriegsbeginn“. Es folgte ein Vortrag über Hermann Löns am 24. November 1918. Und endlich, am 8. Dezember desselben Jahres, wurde der erste „Musikalische Abend“ der Reihe veranstaltet. Zu Gast war ein Streichquartett aus Oldenburg mit den Herren Düsterbehn, Kufferath, Klapproth und Möckel. Auf dem Programm standen Werke von Wolfgang Amadeus Mozart (Streichquartett in B-Dur KV 458) und Antonin Dvořák (Streichquartett in C-Dur op. 61) sowie einige Bearbeitungen von Weihnachtsliedern. Der Krieg war erst wenige Wochen zuvor beendet worden. Im Wissen um diesen Sachverhalt erscheinen einige Sätze des unbekanntenen Rezensenten der MT besonders anrührend: *„Gerade dem Streichquartett ist es gegeben, der seelischen Stimmung des Menschen den richtigen Ausdruck zu verleihen. Man merkte es an der atemlosen Stille, die von Anfang bis Ende des Konzerts im Saale herrschte, wie tief die Zuhörer erfaßt wurden, insbesondere als von den reizenden Mozartschen Kompositionen das klagende „Adagio“ mit den wehmutsvollen Cellopartien ertönte.“*⁵

Im Jahr 1919 ging es weiter mit einem Vortrag über Fritz Reuter, einem Liederabend zur Laute und einem Vortrag mit dem Titel „Die Befreiung des Menschen durch die Technik“. Somit zeichnet sich bereits ein Konzept in der Programmgestaltung ab. Sechs Veranstaltungen pro Saison wurden aufgeteilt in zwei Konzerte und vier Vorträge über Themen aus Kultur, Religion, Wissenschaft und Technik. Dieses Schema blieb über viele Winterhalbjahre der Zwanziger Jahre erhalten. Bereits in der Saison 1918/19 gab es schon so etwas wie ein Abonnement. Die „Dauerkarten“, wie sie genannt wurden, kosteten je nach Platz 10,-, 7,- oder 5,- Mark. Einzelkarten wurden nur noch an der Abendkasse für 2,- Mark verkauft. Die Preise variierten in den folgenden Jahren erst nur leicht, bis sie inflationsbedingt stark anzogen. Im März 1923 kostete eine Einzelkarte 500 Mark. Weitere Steigerungen bis zur Währungsreform erfolgten mit Sicherheit, sind aber nicht mehr im Einzelnen dokumentiert.

Zu den beachtenswerten Veranstaltungen der folgenden Jahre dürften die drei ersten „Aula-Abende“ der Saison 1920/21 zählen. Am 13.



November 1920 hielt Pater Dr. Franz Heselhaus SJ einen Vortrag mit dem Titel „Vom Urnebel bis zum Menschen“, worin er in sehr fortschrittlicher Weise die damals hochmodernen Erkenntnisse über die Entstehung der Welt mit dem biblischen Schöpfungsbericht in Beziehung setzte. Diesem naturwissenschaftlich-theologisch geprägten Vortrag folgte am 3. Dezember ein weiterer mit einem gleichsam „brandaktuellen“ Thema: „Die Ereignisse in Russland und ihre Bedeutung für Deutschland.“ Darin malt Dr. Paul Rohrbach aus Berlin ein düsteres Bild Russlands nach der Revolution, trotz verständlicher „anti-bolschewistischer“ Tendenzen durchaus neutral in seiner politischen



„Beethoven ist Religion.“

Gästebucheintrag vom 10. Dezember 1920

Ausrichtung. Nur eine Woche später, am 10. Dezember folgte dann das erste Symphoniekonzert der Reihe. Das Oldenburgische Landesorchester spielte die „Militärsymphonie“ von Joseph Haydn (Symphonie Nr. 100 in G-Dur) und die 7. Symphonie (in A-Dur) von Ludwig van Beethoven. Mit diesem Konzert gedachte man in Cloppenburg des 150. Geburtstages Ludwig van Beethovens, der am 16. Dezember 1920 begangen wurde.

Im Jahr 1923 litt die gesamte Bevölkerung unter der französischen Besetzung des Rheinlandes und von Teilen des Ruhrgebiets als Vergeltung für ausgebliebene Reparationszahlungen sowie unter der galoppierenden Inflation. Am 25. September 1923 erschien in der MT die erste Ankündigung der Saison 1923/24 mit der vorsorglichen Bemerkung: *„Dank dem Entgegenkommen einige (sic!) Geschäftsleute um und in Cloppenburg ist es möglich gewesen, das Geld für die Dauerkarten wertbeständig anzulegen, sodaß ‚keine Nachzahlungen‘, abgesehen von ganz teuren Abenden, erhoben werden.“*⁶ Als erste Veranstaltung hielt Musikdirektor Karl Hallwachs aus Kassel am 30. September einen Vortrag über die Entwicklung der Oper. Dazu stand in der MT zu lesen: *„Lassen wir uns einmal von einem Manne, der es wirklich versteht, hinausführen aus dem Alltag. Wirtschaftlich machen die Franzosen uns fast tot, sollen sie es auch geistig, bis unsere Seele erstickt unter Kursen und Preisen? Wir müssen die Fähigkeit behalten und pflegen, uns einmal für kurze Zeit über diese leidigen Dinge zu erheben.“*⁷ Das Gefühl der Demütigung, das über den Menschen seit dem verlorenen Weltkrieg lastete, tritt in dieser Zeit verstärkt wieder in den Vordergrund und sollte durch die Beschäftigung mit dem Höheren der Kunst zumindest kurzfristig überdeckt werden.

Ein Jahr später sah die Lage nach der Währungsreform politisch und wirtschaftlich etwas besser aus. Trotz reeller Verluste aller Ersparnisse sah man wieder optimistischer in die Zukunft. In dieser Situation versuchten die Kulturschaffenden eine Neuerung zu etablieren. Zusätzlich zu den „Aula-Abenden“ mit Vorträgen und Lesungen führte man die „Aula-Konzerte“ ein. In der Ausgabe vom 5. November 1924 veröffentlichte die MT eine erste Ankündigung. Darin findet sich dieser Ausschnitt: *„In früheren Jahren war unter sechs Aula-Abenden je ein Konzert; da aber die Interessen verschieden sind, soll Liebhabern der Musik öfter als einmal Gelegenheit geboten werden, in der Aula Konzerten beizuwohnen. Andererseits sollen aber diejenigen, welche die „Aula-Abende“ besuchen möchten, für Musik jedoch weniger Interesse haben, nicht gezwungen*



1. Aula-Konzert

im Staatl. Realgymnasium zu Cloppenburg
am Donnerstag, 20. Nov., nachm. 6 Uhr,

Winterreise

(Wilhelm Müller)

von

Franz Schubert,
gesungen von Herrn

Hans Schubert-Meister,

am Flügel Herr Studienrat Bitter.

Zuschlag für Abonnenten 1 M

Eintritt für Nichtabonnenten 2 M

Dauerkarten für 3 Konzerte sind noch zu
haben bei Ostendorf und Terwelp.
(Grundgebühr für alle drei Konzerte zu-
sammen 2 M, die Preise sind so berechnet,
daß Dauerkarteninhaber ein Konzert frei
haben.)

Anzeige MT 18. November 1924

werden, gleichsam gegen ihren Willen Konzerte zu hören.“⁸ Mit anderen Worten, es sollten zwei Veranstaltungsreihen angeboten werden, eine rein musikalisch ausgerichtete und eine weitere mit Vorträgen aus Politik, Wissenschaft und Forschung. Das erste Konzert fand bereits am 20. November statt. Der Tenor Hans Schubert-Meister sang den Liederzyklus „Die Winterreise“ von Franz Schubert, am Klavier begleitet

von Hermann Bitter, dessen Name hier zum ersten Mal im Zusammenhang mit dieser Kulturreihe auftaucht. Der Eintritt betrug 2 Mark, für Abonnenten der „Aula-Abende“ 1 Mark als Zuschlag. Erstmals wurde für diese Veranstaltung sogar eine Anzeige in der MT geschaltet.⁹

Anscheinend bewährte sich die neue Einrichtung nicht, denn schon in der nächsten Saison tritt der Begriff „Aula-Konzerte“ nirgends mehr in Erscheinung. Dafür werden wieder vereinzelt Konzerte in die „Aula-Abende“ hinein genommen. Dies hinderte Hermann Bitter aber nicht, am 7. November 1925 ein Konzert außer der Reihe in der Aula mit dem Oldenburgischen Landesorchester zu organisieren. Zu den musikalisch bedeutsamsten Veranstaltungen der nächsten Jahre zählte ein Vortrag über Richard Wagners „Meistersinger“ von Musikhistoriker Prof. Sternfeld aus Berlin am 9. März 1926 sowie eine weitere Beethoven-Gedenkfeier am 29. Februar 1928, in der etwas verspätet an den Todestag des Komponisten (26. März 1827) erinnert wurde. Hierbei wirkte der Männergesangsverein „Liederkranz“ mit. Daraus lässt sich schließen, dass sich die Zusammenarbeit aller Beteiligten verbesserte und Hermann Bitter verstärkt Gelegenheit fand, musikalische Veranstaltungen in die Reihe der „Aula-Abende“ einzubringen. Dafür spricht auch, dass das Oldenburgische Landesorchester in den Jahren 1930 bis 1932 jährlich ein Konzert gab.

Die letzte Eintragung in der genannten Kladde betrifft den ersten „Aula-Abend“ der Saison 1932/33 mit einem „Eichendorff-Abend“ unter Mitwirkung des Liederkranzes und des Frauenchors. Für die Dokumentation der Jahre 1933 bis 1945 (ab 1934 nannten sich die „Aula-Abende“ „Nationalsozialistische Kulturgemeinde“ [NSKG]) ist man auf das noch vorhandene Gästebuch, Zeitungsmeldungen und Erinnerungen von Zeitgenossen angewiesen. Aus den Eintragungen im Gästebuch ist zu entnehmen, dass die Anzahl der Veranstaltungen kontinuierlich abnahm und diese zugleich von der kulturellen Gleichschaltung des nationalsozialistischen Regimes beeinflusst waren. Dies wird nicht zuletzt dem nationalsozialistisch eingestellten Schulleiter Dr. Karl Stuckenberg¹⁰ anzulasten sein. Exemplarisch mag der Eintrag eines Prof. Dr. Schüssler, der am 26. März 1934 einen Vortrag zum Thema „Familienforschung und Nation“ gehalten hatte, Tendenzen des damals aktuellen Vokabulars aufzeigen: *„Aus der Abnetafel entnehmen wir die Gewissheit der Blutsverbundenheit mit der ganzen Nation. Möchten wir daraus den Antrieb zu dienender Liebe gegenüber dem Volksganzen empfangen!“*¹¹

Die Zeiten waren vorbei, in denen Rückbesinnung auf große Kultur aus seelischer Bedrückung heraus zum Bedürfnis wurde. Es sollte jedoch nicht allzu lange dauern, bis eine ähnliche Situation wieder eintrat.

„*Genuss und innere Erhebung*“ – Hermann Bitter (1893-1980)

Der Name Hermann Bitter ist untrennbar mit der Kultur des 20. Jahrhunderts in Cloppenburg allgemein und der Historie von „Freunde der Kunst“ im Besonderen verbunden. Einen informativen Abriss der Biographie des Lehrers am Realgymnasium und späteren Schulleiters des Clemens-August-Gymnasiums hat Paul Willenborg in „Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburger Stadtgeschichte“ vorgelegt.¹² Nachrufe und Würdigungen seines unschätzbaren Einsatzes, der ihn zum Ehrenbürger der Stadt machte, existieren von Bernd Thone-
mann¹³, Hermann Olberding¹⁴ und Heinz Strickmann¹⁵. In den folgenden Ausführungen soll in Kürze Bitters Beziehung zu Kunst und Kultur und darin besonders zur Musik zur Sprache kommen.

Hermann Bitter war kein professioneller Musiker. Er hatte Deutsch, Englisch und Französisch studiert. Doch müssen seine musikalischen Anlagen hervorragend gewesen und sowohl elterlicherseits als auch durch instrumentalen Unterricht und autodidaktisches Studium intensiv gefördert worden sein. Paul Willenborg: „1924 wurde er Dirigent des Cloppenburger Männergesangsvereins, dem er 30 Jahre hindurch Profil gab. Als Ergänzung zu diesem Verein rief er 1930 den Frauenchor Cloppenburg ins Leben. Hermann Bitters erfolgreiches musikalisches Wirken brachte ihm 1937 das Amt des Bundeschormeisters im Sängerbund ‚Heimattreu‘ ein, das er bis 1955 innehatte.“¹⁶ Mit seinen Chören führte er anspruchsvolle Konzerte auf, darunter Oratorien wie „Die Jahreszeiten“ und „Die Schöpfung“ von Joseph Haydn.

Bitters Bemühungen um hochrangige Konzerte schon in den 1920er-Jahren sind gespeist einerseits von einem pädagogischen Drang, in seiner Heimatstadt die Liebe zu künstlerisch hochwertiger Musik zu wecken, andererseits aus dem eigenen Bedürfnis heraus, solche Musik selbst zu erleben in einer Zeit, als die Schallplatte noch in einem frühen Entwicklungsstadium war. Nach dem oben erwähnten Sinfoniekonzert von 7. November 1925 erschien eine von Hermann Bitter verfasste Rezension in der MT. Darin schreibt er mit Bedauern: „*Wir sind keine verwöhnten Kunstschemler, dazu hören wir zu selten gute Musik.*“

Nach einigen durchaus kritischen Bemerkungen zur Interpretation von Beethovens fünfter Symphonie heißt es weiter: „*Herr Landesmusikdirektor Ladewig erklärte sich gestern bereit, auch einmal die 9. Symphonie von Beethoven, [...], hier bei uns aufzuführen. [...] Es würde ein Ereignis ohnegleichen für Cloppenburg sein.*“¹⁷ Leider ist aus diesen Plänen nichts geworden. Doch zeugen solche und manche anderen Initiativen Bitters davon, dass er mit geradezu missionarischem Eifer danach trachtete, die Cloppenburger für die hohe Kunst zu erwärmen.

Die Nähe zur NSDAP suchte Bitter nach eigenen Angaben nur, „*um für die Kunst zu werben, und diese meine Haltung zur Kunst einerseits und zur Partei andererseits ist hier in Cloppenburg immer nur so verstanden worden*“.¹⁸ Trotz offensichtlicher Distanz zur NS-Ideologie nahm er die Ernennungen zum Stadtmusikbeauftragten 1936 und zum Kreismusikbeauftragten 1939 an. Kurz darauf wurde er zum Wehrdienst eingezogen, konnte aber schon 1943 nach Cloppenburg zurückkehren. Bei der Entnazifizierung wurde Bitter bescheinigt, kein aktiver Nationalsozialist gewesen zu sein. Hubert Gelhaus fasst zusammen: „*Er verhielt sich pragmatisch und arrangierte sich seit 1933 mit der NSDAP, um seine kulturpolitische Karriere nicht zu gefährden oder aufgeben zu müssen. Daraus zog er einen persönlichen Nutzen und wurde nach Ende der nationalsozialistischen Herrschaft politisch voll rehabilitiert.*“¹⁹



*Hermann Bitter
(Foto aus den 1970er-Jahren)*

In den letzten Kriegsjahren versuchte er, Konzerte zu organisieren. Dabei zeigte sich unter anderem sein Urteilsvermögen bei der Unterscheidung von guter und schlechter Kunst, von guten und schlechten Künstlern. Am 13. November 1945 hielt Hermann Bitter im Museumsdorf einen Vortrag zum Thema „Aufgaben des Kulturausschusses“. Darin erinnert er sich: *„Wir hatten, ich glaube im Frühjahr 1944, in Cloppenburg eine Truppe berühmter Berliner Künstler. Ach, was waren das für armselige Menschen! Vor mir saßen einige junge Leute, die kannten die meisten der vorgetragenen Sachen aus dem Radio und waren begeistert, dabei verbreiteten diese Vorträge eine geistige Öde, einen geradezu luftleeren Raum um sich, sodass ich mich erstaunt fragte: Worin beruht denn eigentlich die Wirkung?“*²⁰ An anderer Stelle dieses Vortrags kritisiert Bitter den Kirchengesang: *„Was Reinheit der Intonation und Beteiligung angeht, so ist im Allgemeinen nicht darüber zu klagen, aber der Rhythmus! Sätze werden auseinandergerissen, sogar Worte durch ungehörliche Atempausen in der Mitte durchschnitten, lange Noten werden kurz, kurze Noten lange gesungen, sodass es für einen leidlich musikempfindlichen Menschen unmöglich ist, mitzusingen.“*²¹

Bitters Sensibilität für Qualität in der Musik bildete die Grundlage für die Auswahl seiner Künstler, die er in den folgenden Jahren und Jahrzehnten nach Cloppenburg holen sollte. Kurz vor dem genannten Vortrag war er von Bürgermeister Dr. Bernhard Heukamp zum Städtischen Kulturbeauftragten im Kreiskulturausschuss berufen worden. Mit seinen Ausführungen wollte er überzeugen, wie wichtig es sei, zu diesem Zeitpunkt eine ganz neue Sichtweise auf das Traditionelle in Abkehr vom Ideologischen zu gewinnen. *„Bei dem Tempo und der Hetze der letzten Jahre und des Krieges: Heute Gestellungsbefehl, morgen Kaserne, übermorgen Russland, gestern Norwegen, heute Urlaub, morgen Griechenland, heute Bomben über München, morgen Berlin, übermorgen wer weiß wo; Alarm, Voralarm, Entwarnung, Voralarm – dabei ging uns die Beschaulichkeit verloren und bei unserer Jugend hat die Erziehung bei der HJ auch nicht zur Verinnerlichung beigetragen. Aber jetzt müssen wir die Zeit nützen, jetzt können wir ihnen zeigen, welch edler Genuss und innere Erhebung aus tiefer echter Kunst kommt.“*²²

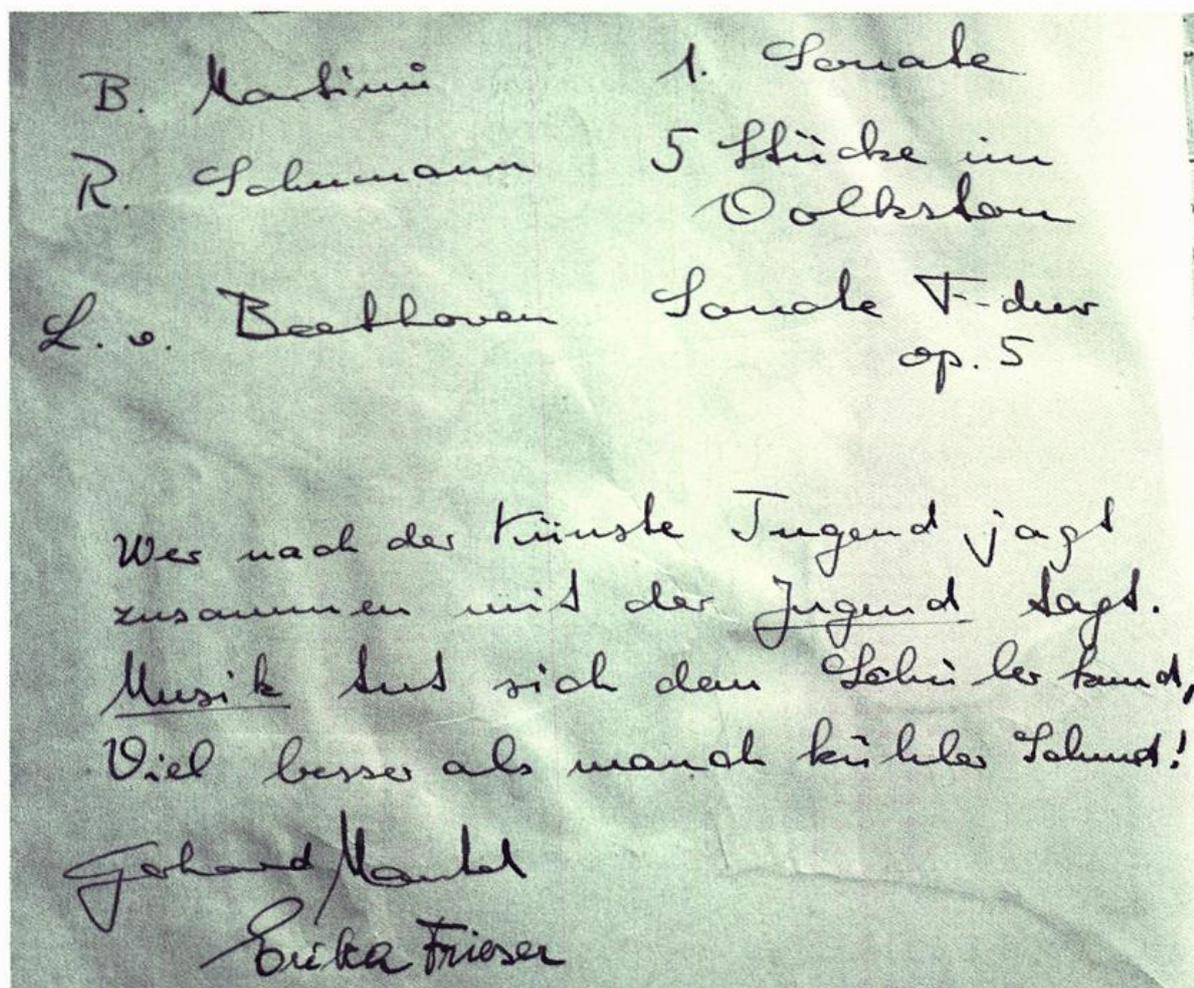
Frisch, allzu frisch noch sind die Schrecken der unmittelbaren Vergangenheit im Gedächtnis. Hermann Bitter hatte den modernen Begriff „Traumabewältigung“ wohl kaum in seinem Wortschatz. Er betrieb sie intuitiv bei sich und anderen, ahnend, dass gerade die musikalische Kunst hier eine große Hilfe sein konnte. Zu dieser Art von Abstandsgewinnung gehörte sicherlich ein gewisses Maß an Verdrängung dazu.

Hinter der Rückbesinnung auf Tradiertes steckte der unausgesprochene Wunsch, die vergangenen zwölf Jahre nicht existent sein zu lassen. Ablenkung, Erbauung, die Chance eines Neuanfangs nutzen und vor allem der Jugend einen Weg im noch unaufgeräumten Chaos aufzuzeigen, das waren die erklärten Ziele des Pädagogen. Die geordneten Bahnen der Kunst bildeten die Inseln in der Unordnung der Nachkriegsverhältnisse, mit deren Hilfe sich Visionen eines Neuanfangs in die Realität verwandeln ließen.

1949 wurde die Vereinigung „Freunde der Kunst“ mit Hermann Bitter als Motor und treibender Kraft gegründet. Bis 1972 blieb er Vorsitzender und maßgeblicher Programmgestalter zumindest im musikalischen Bereich. Bitters zugewandte, humorvolle Art trug sicherlich in hohem Maß dazu bei, die Veranstaltungsreihe der „Freunde der Kunst“ populär bei Künstlern und Publikum zu machen. Es war eine Tradition, die Ausführenden bei ihrer Ankunft zu empfangen und sich nach den Veranstaltungen mit ihnen wenn möglich noch zu einem Umtrunk zusammen zu setzen. Begeisterte Einträge von Künstlern in den Gästebüchern zeugen davon, dass sie sich hier aufgenommen und wohl gefühlt haben. Dabei fällt auch mancher geistvoll humoristische Beitrag auf. Ein Beispiel mag diese kleine Rückblende auf Hermann Bitters Biographie beschließen: Am 18.10.1960 fand ein Konzert des damals existierenden Wilhelms-havener Sinfonieorchesters statt. Solist war der Cellist Gerhard Mantel, der sich als Hobby die Kreation von Schüttelreimen ausgesucht hatte. Daher sah sein Bewerbungsschreiben, leicht gekürzt, wie folgt aus:

*„Das Dunkle und das Herbe paßt
dem, der das Hell-Superbe haßt.
Es weiß der ält'ste Zitterbart,
halb süß klingt und halb bitter zart
ein sanfter, dunkler CELLOTON.
(Man sieht es an Othello schon.)*

...
*Gern würd' ich auf die Zargen malen,
daß Sie 5 hundert Marken zahlen,
denn des Berufs Langwierigkeit
schluckt Geld, den Rachen gierig weit.
Wär Ihnen dieser Handel möglich,
so freut sich ‚Gerhard Mantel‘ höchlich.“²³*



Humorvolles von Gerhard Mantel Gästebucheintrag vom 18. Oktober 1960

Auf solche Auslassungen wird Hermann Bitter nur zu gern angesprungen sein, und man muss nach dem Konzert noch lange beim Wein zusammen gesessen haben, um sich an dieser Reimtechnik zu ergötzen. Denn es existieren im Gästebuch wie auch auf einzelnen gesammelten Zetteln weitere, schnell handschriftlich hingeworfene Verse von witziger Originalität. Hier noch eine Kostprobe aus dem Gästebuch:

„Die Leute, die ein Leiden haben,
die sollen sich an Haydn laben!
(Dies kann uns niemand widerlegen,
der drin enthalt'nen Lieder wegen!)“²⁴

Wie schön, dass man sich in Wirtschaftswunderzeiten wieder entspannter den hohen Künsten hingeben konnte.

Pflege der schönen Künste – nach 1945

Vor die Durchführung eines öffentlichen Konzertes kurz nach dem Krieg hatten die Siegermächte die britische Militär-Regierung gesetzt. Sogar Konzerte von „Dilettanten und Musikvereinen“, auch auf Feiern bedurften der schriftlichen Genehmigung des zuständigen Militär-Kommandeurs. Professionelle Künstler mussten im Besitz einer Zulassung, also einer Art Arbeitsgenehmigung sein. Für den Veranstalter bedeutete dies unter Umständen eine erhebliche Schreiarbeit.

Dennoch begann noch im Winterhalbjahr 1945/46 eine dichte Folge von Veranstaltungen. Am 31. Oktober und 1. November 1945 wurde ein Violinkonzert „*im Saale des Neuen Rathauses*“²⁵ mit Prof. Heinz Rolwes durchgeführt. Es erklangen Werke von Beethoven, Tschaikowsky und Paganini, echte Meisterkonzerte. Am 18. November sang Franz Notholt aus Oldenburg den Liederzyklus „Die schöne Müllerin“ von Schubert. Am 8. Dezember spielte die Osnabrücker Kammermusikvereinigung Werke von Haydn, Mozart und Dvořák. Am 14. Dezember gab es einen Vortrag, und an vier Abenden vom 19. bis zum 22. Dezember sang ein nicht näher benanntes Ensemble eine Festkantate aus alten und neuen Weihnachtsliedern, dies alles „mit Genehmigung der Militär-Regierung“²⁶, wie die Plakate weithin sichtbar verkündeten.

Schon bei der nächsten Veranstaltung gab es Probleme. Am 6. Januar 1946 sollte der Pianist Toni Heydkamp einen Klavierabend ebenfalls im Rathaus geben. Dieser verfügte offenbar nicht über eine gültige Zulassung, und nur eine einmalige Ausnahmegenehmigung des zuständigen Militär-Kommandeurs ermöglichte schließlich die Durchführung des Konzertes. Am 10. Februar folgte Schuberts „Winterreise“ wiederum mit Franz Notholt. Einem weiteren Vortrag am 17. Februar schloss sich ein Violinkonzert mit Heinz Rolwes am 1. und 2. März sowie ein Kammermusikabend mit dem Decker-Trio am 1. und 2. April an. Darin wurden Werke von Schubert und Mendelssohn gegeben.

Es war also gelungen, im Winter 1945/46 eine komplette Kultursaison mit nicht weniger als zehn Veranstaltungen, darunter acht Konzerten (einige mehrmals), durchzuführen. Die beiden Vorträge erinnerten zwar an die „Aula-Abende“ der Vorkriegszeit, doch zeigte die Anzahl der musikalischen Beiträge den neuen Schwerpunkt auf, der offensichtlich auf der Musik lag. Dies bewegte sich ganz auf der Linie Hermann Bitters, der in seinem schon mehrfach zitierten Vortrag Konzerte für die „Kulturvermittlung“ an die erste Stelle setzte, wenngleich er auch



Mit Genehmigung der Mil.-Regierung

Städtisches Kulturamt Cloppenburg

Im Rathausaal am 19., 20., 21. und 22. Dezember 1945

FROHE WEIHNACHT

Eine Fest-Kantate aus alten und neuen Weihnachtsliedern
für Soli, Chor, Violine, Klavier und Gemeinschafts-Gesang

- | | | |
|---------------------------|--|----------------------|
| 1. Geige, Klavier: | Es kam ein Engel (16. Jhdt.) | Volkswaise |
| 2. Gem.-Gesang: | O du fröhliche (o sanctissima) | Sicil. Volkswaise |
| 3. Chor: | Lobt Gott, ihr Christen (Volkswaise vor 1554), Satz | Max Reger |
| 4. Solo, Chor, Geige: | Maria im Dornwald (Volkswaise vor 1850), Satz | Hermann Bitter |
| 5. Geige, Klavier: | Andante a. d. Sonatine op. 157, Nr. 1 | Franz Schubert |
| 6. Chor: | Zu Bethlehem geboren (Volkswaise vor 1658), Satz | Hans Heinrichs |
| 7. Chor: | Es ist ein Ros' entsprungen (Volkswaise 16. Jhdt.),
Satz nach | Mich. Praetorius |
| 8. Klavier: | Andante a d. Sonata appassionata | Ludwig van Beethoven |
| 9. Solo: | Das Evangelium d. hl. Lucas, Rezitation nach der | Gregor. Choralweise |
| 10. Solo, Chor: | Die stille Nacht (Weise von Franz Gruber), Satz . . | Hermann Bitter |
| 11. Geige, Klavier: | Reigen sel. Geister, a. d. Oper „Orpheus“ | Chr. W. Gluck |
| 12. Chor: | Weihnachtsnachtigall (Volkswaise 1670), Satz . . | Paul Manderscheid |
| 13. Solo, Chor, Geige: | O Jesulein zart (Weise von J. Reinsch, † 1862), Satz | Hermann Bitter |
| 14. Chor: | In dulci júbilo (Volkswaise vor 1400), Satz | Hermann Bitter |
| 15. Kindersolo: | Ihr Kinderlein kommet | I. A. P. Schulz |
| 16. Chor, Solo: | Kommet, ihr Hirten (Böhm. Volkswaise), Satz . . | Ludwig Weber |
| 17. Geige, Klavier: | Allegro a. d. Sonate G-Dur (K.-V. 501) | W. A. Mozart |
| 18. Solo, Chor, Klavier: | Weihnachten (Volkswaise 17. Jhdt.), Satz | Joh. Brahms |
| 19. Chor, Soli, Geige: | Auf dem Berge (Schles. Volkswaise vor 1841), Satz | Ernst Pfüsch |
| 20. Chor, Klavier, Geige: | Die drei Könige | Peter Cornelius |
| 21. Solo, Klavier: | Mariae Wiegenlied | Max Reger |
| 22. Chor: | Gelobet seist du (Volkswaise vor 1400), Satz . . . | Hermann Bitter |
| 23. Chor: | Ehre sei Gott (Kanon) | Ludw. Ernst Gebhardi |
| 24. Gem.-Gesang: | Heiligste Nacht (Gesangb. Verspoell 1810) | Volkswaise |

Beginn der Aufführung: täglich 19.30 Uhr.

N^o 00001

Das Programm gilt als
Eintrittskarte für den
19. 12. 1945

2. Platz 2.— RM.

Der Ertrag ist als Weihnachtsspende
für den Caritas-Verband bestimmt.

Druck: Hermann Bitter, Cloppenburg

Programm des Weihnachtskonzerts 1945

Archiv: CAG



„Theater, Rezitationen, Vorträge, Heimatabende und Filme“²⁷ als Möglichkeiten anschließt.

Anscheinend wurde die Knebelung durch die Militär-Regierung bald gelockert. Stattdessen baute sich eine weitere Hürde auf: Das Kreisamt verlangte für die Konzerte eine Vergnügungssteuer. In einem Mahnschreiben vom 27. Mai 1947 wurde Hermann Bitter aufgefordert, für „die Darbietung ‚Goethe im Lied‘ umgebend die Bruttoeinnahmen mitzuteilen“. Bitter schrieb am 4. Juni ein Bittgesuch, von der Steuer abzusehen und argumentierte, dass es „sich bei diesen kulturellen Veranstaltungen nicht um Vergnügungen im üblichen Sinne“²⁸ handle, dass vor allem die Jugend angesprochen werden solle, dass die Veranstaltungen keinen Gewinn erwirtschafteten und schließlich, dass derartige Veranstaltungen seit 30 Jahren nie mit einer Steuer belegt wurden. Er erreichte jedoch nur, dass eine Ermäßigung der Vergnügungssteuer auf 10% der Einnahmen genehmigt wurde.

Die Veranstaltungsreihen wurden saisonal fortgesetzt und auch wieder in die Aula des Staatlichen Gymnasiums, wie es nun hieß, gelegt. Die Verhältnisse ordneten sich allmählich. Nach der Währungsreform vom 20. Juni 1948 trat am 24. Mai 1949 das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland in Kraft. Mit der Konstituierung des ersten Deutschen Bundestages am 20. September 1949 schien die Zeit reif zu sein, ein Vorhaben wie die Kulturplanung in Cloppenburg auf ganz neue, beständigere Füße zu setzen.²⁹ Wie die Idee zur Gründung einer Vereinigung „Freunde der Kunst“ entstanden ist, lässt sich nicht mehr bis in alle Einzelheiten rekonstruieren, da die beteiligten Zeitzeugen nicht mehr leben. Doch ist davon auszugehen, dass Hermann Bitter diesen Gedanken schon länger in sich trug. Jedenfalls fand am 23. September 1949 die erste entscheidende Sitzung im Rathaus der Stadt Cloppenburg statt, zu der 55 ausgewählte kunstinteressierte Bürger eingeladen worden waren, und die auf die Vorbereitung einer solchen Vereinsgründung abzielte.

Die Sitzung ist durch eine Niederschrift von Stadtdirektor Dr. Robert Brandis recht genau dokumentiert. Hermann Bitter, der sicherlich die treibende Kraft war, um diese Versammlung abzuhalten, erklärte seine Ziele. Cloppenburg habe sich durch das Engagement der letzten Jahre „einen guten Ruf in der Kunstwelt“³⁰ erworben. Vor der Währungsreform sei dies nur durch hohe Zuwendungen einiger reicher Gönner möglich gewesen. Wenn dieses kulturelle Leben auf dem

Zur Pflege der Kunst

Eine Vereinigung gegründet.

fb. Cloppenburg. Unter Beteiligung maßgeblicher Persönlichkeiten aus Industrie, Handel und Gewerbe, der freien Berufe, sowie der geistlichen und weltlichen Behörden ist unter dem Vorsitz des Bürgermeisters der Stadt Cloppenburg eine Vereinigung zur Pflege der schönen Künste ins Leben gerufen worden. Diese Vereinigung, deren Ehrenvorsitz Herr Bürgermeister Winkler übernommen hat, hat sich die Aufgabe gestellt, durch Vermittlung künstlerischer Veranstaltungen (Konzerte, Tanzabende, Rezitationen ernster und heiterer Art, Dichterabende, Vorträge über Kunst, Ausstellungen) das kulturelle Leben unserer Stadt mitgestalten zu helfen. Im Winter finden mindestens 6 Abende dieser Art statt. Dazu kommt eine gesellschaftliche

Veranstaltung, der durch künstlerische Mitwirkung eine besondere Note gegeben werden soll. Listen zur Einzeichnung für Mitglieder liegen in den Buchhandlungen aus. Vorläufig sind für diesen Winter in Aussicht genommen, ein Abend mit dem Oldenburger Staatsorchester (Gen.-Musikdirektor Böhlke), Lieder und Duette (El. Schmidt, Cl. Kaiser, Brems, Gen.-Musikdirektor Volkmann), Kammermusik (Prof. Stroß), ein Tanzabend (Mitglieder der Rigaer Staatsoper), ein Rezitationsabend (Gegenwartsdichtung), ein Liederabend (Peter Anders oder Schlusnus), ein Gesellschaftsabend. Das Programm liegt noch nicht fest, da bindende Abschlüsse bislang noch nicht erfolgen konnten.

MT vom 12. Oktober 1949

erreichten Niveau fortgesetzt werden solle, dann müsse dies auf eine feste finanzielle Grundlage gestellt werden. Nach der Vorstellung Bitters müssten mindestens 300 Leute gewonnen werden, die einer neu zu gründenden Kunstvereinigung zu einem Jahresbeitrag von 12 DM beitreten. Zusammen mit eventuell weiteren Eintrittsgeldern könne dann eine Saison mit sechs Veranstaltungen durchgeführt werden. Voraussetzung sei die grundsätzliche Unterstützung der Stadt als Kulturträger und garantierte Steuerfreiheit. Noch an diesem Abend wurde ein vorläufiger Vorstand namhaft gemacht. Er bestand laut Protokoll aus Hermann Bitter als Leiter, Frau [Agnes] Heukamp, Herrn [Ernst] Brand, Dr. [Claus] Thomé³¹, Studienrat [Heinrich] Robke, Dr. [Robert] Berges, Dr. [Karl] Ochsenfahrt, Dr. [Hermann] Ostmann, Herrn [Hans] Schumacher und Herrn [Heinrich] Kalkhoff.

Nur eine Woche später, am 30. September, trat der vorläufige Vorstand zusammen und erarbeitete eine erste Satzung. Als Ziel der Vereinigung wurde die „*Pflege der schönen Künste durch Konzerte, Vorträge, Ausstellungen*“ postuliert. Pro Saison sollten mindestens sechs Konzerte und Vorträge, dazu ein Gesellschaftsabend im Anschluss an eine Generalversammlung stattfinden. Die Jahresbeiträge wurden auf 12 DM für Erwachsene, 6 DM für Jugendliche und Bedürftige sowie 20 DM für eine Doppelkarte festgelegt, wobei ausdrücklich die Möglichkeit einer Teilzahlung eingeräumt wurde. Der Name der Vereinigung war



Unter dem Ehrenvorsitz des Bürgermeisters Winkler ist in Cloppenburg eine

Vereinigung zur Pflege der schönen Künste

ins Leben gerufen worden. Sie werden herzlich zum Beitritt eingeladen. Die „Freunde der Kunst“ veranstalten mindestens 6 künstlerische Abende und einen Gesellschaftsabend. Für dieses Jahr sind folgende Abende vorgesehen.

1. **Konzert des Old. Staatsorchesters** (Generalmusikdirektor Böhlke)
2. **Lieder und Duette** (Elisabeth Schmidt, Clemens Kaiser - Breme, Generalmusikdirektor O. Volkmann)
3. **Ein Tanzabend** (Verhandlungen schweben)
4. **Stross - Quartett und Quintett** (Professor Stross)
5. **Eine Dichterlesung** (Mehrere Dichter des norddeutschen Dichterkreises „Die Kogge“)
6. **Ein Liederabend** (Peter Anders oder Schlusnus, Verhandlungen schweben)
7. **Ein Gesellschaftsabend** unter Zuziehung eines namhaften Künstlers der heiteren Muse. Nur für Mitglieder.

Im Rahmen der Aufgaben der Vereinigung liegen auch Kunsstaustellungen und andere Sonderveranstaltungen.

Jahreskarten:

Für eine Person	12,- DM
Für jedes weitere Familienmitglied	8,- DM

Die Karten sind innerhalb der Familie übertragbar.

Für Jugendliche in der Berufsausbildung	6,- DM
---	--------

Die Jahresbeiträge können in Teilzahlungen entrichtet werden.

Hier abtrennen!

Ich erkläre meinen Beitritt zur Vereinigung „Freunde der Kunst“.

(Ort u. Datum)	(Unterschrift)
----------------	----------------

Druck von Gebr. Terwelp, Cloppenburg

Mitgliederwerbung 1949; oben links das Logo des Vereins. Archiv: CAG

noch strittig. Im Raum standen die Vorschläge „Freunde der Kunst“ und „Gemeinschaft zur Pflege der schönen Künste“.

Wiederum genau eine Woche darauf, am 7. Oktober, trat der „Planungsausschuss“, wie er von der Stadt bezeichnet wurde, vor die Mitglieder der Stadtverwaltung, dokumentiert durch die Niederschrift von Dr. Brandis. Im Verlauf der Sitzung wurden die Beschlüsse vom 30. September bestätigt. Ein „Programmausschuss“ wurde benannt, dem (wieder protokollarisch festgehalten) neben Hermann Bitter, Herr [Werner] Terjung, Dr. [Robert] Berges, Frau [Agnes] Heukamp, Rechtsanwalt [Theo] Meyer und Clemens Krapp angehörten. Bürgermeister Heinrich Winkler wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Die Besetzung des Vorstands sollte bis zur ersten Generalversammlung im Frühjahr 1950 bleiben.

Was den Namen des Vereins betraf, so gab es immer noch keine endgültige Einigung. Im Protokoll von Dr. Brandis bleiben beide genannten Vorschläge nebeneinander stehen. Offenbar beendete Hermann Bitter die Diskussion „qua Amt“, redete die ersten Mitglieder in einem Brief vom 3. November 1949 mit „Verehrte „Freunde der Kunst!“⁴³² an und drückte so den Namen durch. Noch einmal betonte Bitter die Notwendigkeit, „daß für das Ansehen unserer Stadt und zur Erhaltung ihres Rufes der Kunstfreundlichkeit, zur Weckung künstlerischen Lebens und besonders auch im Interesse der Jugend eine Vereinigung zur Pflege der schönen Künste ins Leben zu rufen sei“⁴³³. Und in einem weit verbreiteten Werbebrief vom 8. November – Anrede: „Verehrter Freund der Kunst!“ – schrieb er: „Wie Sie aus der Zeitung wissen, hat sich unter dem Vorsitz des Herrn Bürgermeisters eine Vereinigung der „Freunde der Kunst“ gebildet. Wir hoffen, daß auch Sie sich unserem Kreise anschließen. Drei Gründe sind dafür maßgeblich:

1. Wir schulden es dem Ansehen unserer Stadt,
2. Wir schulden es unserem eigenen Ansehen,
3. Wir schulden es unserer Jugend.“⁴³⁴

Was vier Jahre zuvor auf steinigem Pflaster begonnen hatte, konnte nun auf geebener Bahn fortgesetzt werden. Das bedeutete nicht weniger an Arbeit, aber eine Arbeit, die flüssiger, weniger aufreibend durchgeführt werden konnte. Die Ziele blieben weitgehend die gleichen. Die Traumata des Krieges wirkten immer noch nach. Es war die gute Absicht der Gründungsmitglieder und Hermann Bitters im Besonderen, Jugendliche mit den hohen Künsten bekannt zu machen, da sie von deren läuternder Wirkung überzeugt waren. Dass man eine solche An-

sicht einmal belächeln könnte, steht hier nicht zur Debatte. Dass der Musikgeschmack sich ebenso ändern könnte wie die Ansicht darüber, was zur „hohen Kunst“ zu zählen sei, war in jener Zeit nicht relevant. Es ging um die richtige Wertevermittlung und nach wie vor um Abgrenzung vom „Tingeltangel“ der nazipropagandistischen Auswüchse einer Reichsmusikkammer, zum Schutz der Jugend und zur eigenen Vergangenheitsbewältigung.

Wie viel Überzeugungsarbeit Hermann Bitter vor der entscheidenden Sitzung vom 23. September 1949 mündlich geleistet hat, ist wohl kaum mehr zu rekonstruieren. Fest steht aber, dass es gelang, innerhalb von sechs Wochen eine Vereinigung „aus dem Boden zu stampfen“, die bis heute alle Veränderungen des Musiklebens und des Kulturbetriebs überstanden hat. Ort der Veranstaltungen war von vorn herein die Aula des Gymnasiums in Anknüpfung an die „Aula-Abende“, die daher zu Recht als Vorläufer und als eigentlicher Beginn der Veranstaltungsreihe von „Freunde der Kunst“ gesehen werden.

Die Saison 1949/50 begann am 12. November 1949 mit einem Konzert des Stross-Quartetts, einem Streichquartett aus Hamburg, das damals weit über Norddeutschland hinaus bekannt war. Es folgte am 7. Dezember ein Abend mit Liedern und Duetten, gesungen von Elisabeth Schmidt und Clemens Kaiser-Breme. Am 22. Januar 1950 wurde eine Lesung des Norddeutschen Dichterkreises „Die Kogge“ veranstaltet. Am 10. März spielte das Oldenburgische Staatsorchester Mozarts Ouvertüre zur „Hochzeit des Figaro“, das Cellokonzert von Robert Schumann mit dem Solisten Uwe Zipperlein und die 7. Symphonie von Ludwig van Beethoven. Vermutlich auf Grund der späten Planung zog sich die Saison bis in den Mai. Am 21. April gab es ein Konzert mit den Kuban-Kosaken, am 9. Mai einen Tanzabend mit Natascha Trofimowa. Gemäß den damals üblichen Einkommen waren die Honorare aus heutiger Sicht zum Teil lächerlich niedrig. Das Sinfonieorchester, das heute nur für einen fünfstelligen Euro-Betrag zu haben wäre, erhielt 600 DM ohne Solist und Fahrtkosten. Auch die anderen Veranstaltungen hielten sich finanziell in solchen Grenzen, dass Hermann Bitters Rechnung, die er in der ersten Gründungssitzung aufgemacht hatte, ohne weiteres aufging.

Im Sommer des Jahres 1950 kam es allerdings noch einmal zu einem handfesten Streit zwischen dem Kreisamt auf der einen und der Stadt mit dem Verein auf der anderen Seite in Bezug auf die Vergnügungs-



3. Februar 54



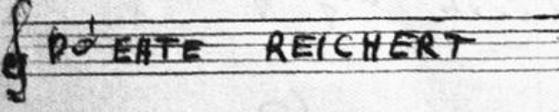
falsch! 3 Kognake!

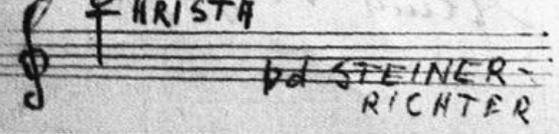
Zwei 2. Mal:
WIENER TRIO

Und wieder (auf Wunsch):
BRAHMS: TRIO H-DUR

Sonstiges Programm war Mozart E-dur
und Schubert ES-DUR, II

 DRIKA RIESER Birke Frierer

 ERTE REICHERT Beatrix Reichert

 KRISTA
vd STEINER-
RICHTER Yipku Kofu - Kaiser

Wiener Trio

Eintrag im Gästebuch vom 3. Februar 1954

steuer. Das Kreisamt bestritt in einem Schreiben vom 24. Mai 1950, dass die Stadt Träger des Vereins sein könne, da die Finanzierung der Veranstaltungen von privater Seite erfolge. Speziell für den Auftritt der Kuban-Kosaken sowie für eine Aufführung des Oratoriums „Die Schöpfung“ von Joseph Haydn in der Walhalla mit dem Liederkranz (keine Veranstaltung von „Freunde der Kunst“) wurden Nachforderungen gestellt. In zwei engagierten Briefen verlangte Hermann Bitter die Rücknahme der Forderungen, was ihm im Fall des Oratoriums als



Die Pianistin Elly Ney (links in einer Kohlezeichnung abgebildet) war schon zu Lebzeiten eine Legende. Am 23. Februar 1954 gab sie in Cloppenburg einen Klavierabend. Abbildungen aus dem Gästebuch

„religiöses Kunstwerk“ auch gelang. Für die Kosaken erneuerte der Landkreis jedoch seinen Anspruch am 9. September 1950. Bitter reagierte nicht darauf und erhielt am 29. September prompt eine Mahnung vom Landkreis. Leider bricht die Überlieferung der Korrespondenz an dieser Stelle ab. Es muss aber zu einer dauerhaften Einigung gekommen sein, denn das Problem taucht danach nicht wieder auf. Allerdings sollte es nicht mehr lange dauern, bis mit der GEMA eine andere Organisation die Hand aufhielt.

In den folgenden Jahren wurde das Konzept der Programmgestaltung weitgehend beibehalten. Es gelang, namhafte, ja weltberühmte Künstler für die Konzertreihe zu verpflichten. Exemplarisch seien genannt: Die Bläser der Wiener Philharmoniker am 31. Oktober 1950 zusammen mit dem Stross-Quartett; die Pianistin Elly Ney und der Cellist Ludwig Hoelscher am 3. November 1951; noch einmal Elly Ney mit einem Klavierabend am 23. Februar 1954; die Tenöre Peter Anders und Josef Traxel; Wolfgang Marschner, Violine, am 18. September 1957; Detlef Kraus, Klavier, am 4. Dezember 1957; das Münchener Kammerorchester unter der Leitung von Hans Stadlmair erstmals am 30. September 1956, danach in mehreren nachfolgenden Jahren. Mit diesem Querschnitt hervorragender Künstler aus Konzerten der 1950er-Jahre mag der hohe Rang der gesamten Konzertreihe seine



Collage im Gästebuch zur Theatersaison 1960/61

Würdigung finden. Die illustre Reihe zum Teil hochberühmter Namen und Orchester findet ihre Fortsetzung in den Gästebüchern des Vereins, die noch bis in die 1990er-Jahre geführt wurden.

Unbestritten ist, dass der in der Gründungsversammlung formulierte Anspruch weiterhin zum Maßstab gemacht wurde. In der Saison 1955/56 wurde die Palette der Darbietungen um die Sparte des Bühnentheaters mit klassischen und modernen Dramen und Lustspielen erweitert. Der erste Versuch war so erfolgreich, dass Hermann Bitter erfreut einen erheblichen Zuwachs bei der Zahl der Mitglieder konstatieren konnte. Von da an wurde das Programmkonzept dahingehend modifiziert, dass pro Saison je fünf, später sechs Konzerte und Theaterstücke ins Abonnement aufgenommen wurden. Die Theateraufführungen wurden meist von den Bühnen umliegender Großstädte bedient. Immer wieder gab es Stars der Schauspielkunst, die Gastspiele in Cloppenburg gaben, vor allem in den Sechziger und Siebziger Jahren. Beispielhaft seien hier die Namen Sonja Ziemann, Uschi Glas, Hans Caninenberg und Karin Hübner genannt.

Aus einer Kulturreihe, die einst aus gleichsam menschlicher und sozialer Notwendigkeit entstanden war, ein Befreiungsakt aus Mangel und Depression, war eine in Kennerkreisen anerkannte und feststehende Ein-

richtung geworden – ein kultureller Treffpunkt des Bildungsbürgertums in der nordwestdeutschen Provinz, die kaum mehr wegzudenken war.

„Konzertfreunde Cloppenburg“ – Ausblick und Fazit

Die weitere Historie der „Freunde der Kunst“ sei hier nur in Kürze skizziert: 1972 legte Hermann Bitter den Vorsitz nieder. Unter seinem Nachfolger Dr. Bernhard Gertzen, Oberstudiendirektor am Clemens-August-Gymnasium, wurde der Verein ins Register des Amtsgericht eingetragen und durfte sich mit dem Kürzel „e.V.“ schmücken. Damit entfiel die offizielle Trägerschaft der Stadt Cloppenburg. Zugleich konnte man leichter Sponsoren und private Geldgeber einwerben. Durch eine Satzungsänderung erreichte man, dass der Verein vom Finanzamt als gemeinnützig anerkannt wurde und steuerabzugsfähige Spendenquittungen ausstellen durfte.

Im Januar 1980 starben Dr. Gertzen und Hermann Bitter kurz hintereinander. Es entstand eine Vakanz, die jedoch bald ausgefüllt werden



Bläserquintett des Kölner Rundfunkinfonieorchesters (um 1959)

Eingeklebtes Foto im Gästebuch

konnte. Im Juni 1980 wählte man den neuen Schulleiter des Gymnasiums, Oberstudiendirektor Johannes Nardmann, zum Ersten Vorsitzenden des Vereins. Zehn Jahre später wurde die Stadthalle eingeweiht, und Nardmann wurde Geschäftsführer der Stadthallenbetriebs-GmbH. Die Freude darüber, anstelle der Aula nun eine professionelle Bühne zur Verfügung zu haben, wurde schnell getrübt. Die Konkurrenz zwischen einem auf Kommerz ausgerichteten Betrieb der Stadt und einem auf Zuschüsse der Stadt angewiesenen Verein, der zudem die Stadthalle nutzen wollte, brachte Konflikte mit sich. Johannes Nardmann entschied sich 1991, den Vereinsvorsitz niederzulegen, was zwar einerseits als Protesthaltung gegen die Stadt gut gemeint war, zugleich aber die „Freunde der Kunst“ in eine Krise stürzte. Es wurde sogar ernsthaft die Auflösung des Vereins erwogen. Bereits zu dieser Zeit zeichnete sich ab, dass der Verein unter einem Mitgliederschwund litt, da so gut wie kein jüngerer Nachwuchs mehr zu verzeichnen war. Im Umfeld weiterer Kulturträger innerhalb der Stadt und angesichts eines Wandels des Musikgeschmacks bei Jugendlichen sowie einer halbherzigen Unterstützung durch die Kreismusikschule nach dem Weggang von Direktor Ulrich Meckies haftete den „Freunden der Kunst“ immer mehr das Image des Verstaubten an.



*Die Tänzerin Jutta Ludewig (1960)
Eingeklebtes Foto im Gästebuch*

Ab 1991 mühte sich Wolfgang Janßen, der seit 1964 im Verein mitarbeitete und lange Jahre Stellvertretender Vorsitzender war, die Arbeit aufrecht zu erhalten. Der gesamte Theaterbereich fiel nach und nach fort, und man konzentrierte sich auf die Organisation niveauvoller Konzerte. Nach Janßens Tod 1998 übernahm kurzzeitig der Verfasser dieser Zeilen die Geschicke des Vereins, die sich durch kontinuierliche Streichung der Zuschüsse von Landkreis und Stadt sowie durch eine kontraproduktive kommunale Kulturpolitik eher zu Missgeschicken zu verdichten drohten. Auf dem Tiefpunkt der Arbeitsmöglichkeiten trat Oberstudiendirektor Heinrich Hachmöller 2002 den Vorsitz an und setzte damit nicht nur die Tradition fort, dass Schulleiter des Gymnasiums den Verein führten, sondern erreichte dank guter Kontakte zum inzwischen neu gegründeten „Kulturforum“³⁵ sowie durch die Rückführung der Konzerte in die Aula eine Erneuerung alter Wurzeln und eine finanzielle wie inhaltliche Konsolidierung. Das Programm des Vereins soll weiterhin diejenigen in der Region ansprechen, die Wert auf klassische Konzerte und Pflege des historisch gewachsenen Repertoires legen. Da aber der Name „Freunde der Kunst“ einen größeren Umfang an Kultur suggeriert, wie er ja früher mit Theater, Tanz und Lesungen auch vorhanden war, so sollte der Name nun dem heute verbindlichen Anspruch des Vereins besser gerecht werden. Daher wurde der Verein am 7. März 2012 in „Konzertfreunde Cloppenburg“ umbenannt.

Mit Heinrich Hachmöller, einem Enkel des Gründungsmitglieds der „Aula-Abende“ und Gründer des Museumsdorfs Cloppenburg Dr. Heinrich Ottenjann, schließt sich ein Kreis, in dessen Mittelpunkt die Glanzzeit der „Freunde der Kunst“ in unmittelbarer Verbindung mit dem Namen Hermann Bitter steht.

Es bleibt zu konstatieren, dass es heutzutage ungleich schwerer ist, Menschen für die Welt der „klassischen“ Musik (darin sei im landläufigen Sinn der gesamte Bereich von der Spät-Renaissance bis zum frühen 20. Jahrhundert subsumiert) zu begeistern. Dafür gibt es viele Gründe. Der kaum mehr überschaubare Pluralismus musikalischer Stilrichtungen und die Reizüberflutung gehören dazu, ebenso die Sozialisation der allermeisten Jugendlichen im Hören von Pop-Musik und ihren Ablegern. Hinzu kommt aber auch eine sich allmählich verändernde Sicht auf das, was sowohl in Fachkreisen wie in der Bevölkerung unter „Kunst“ verstanden wird.



Hier ist nicht der Ort, diese komplexen musiksoziologischen und -psychologischen Phänomene zu diskutieren. Weder für die Väter der „Aula-Abende“ noch für Hermann Bitter und seine gleichgesinnten Zeitgenossen gab es große Meinungsverschiedenheiten darüber, welche Musik als Kunst einzustufen sei. Diese machte sich an großen Komponistennamen fest, welche zugleich Garanten für die Repräsentation einer Kulturnation darstellten. Außerdem gehört zur Musik ja auch der ausführende Künstler, der dem Kunstwerk die angemessene Interpretation verleiht. Beides zusammen, die große Komposition und die große Interpretation machen in der Musik das Kunsterlebnis als solches aus. Dabei kann man sich an den Klängen erbauen, die „Seele baumeln lassen“ und das Bewusstsein genießen, dem Erbe einer großen Kulturnation zu lauschen. Einzige Voraussetzung: Die Musik sollte gut anhörbar und leicht zu goutieren sein. „*Nicht zu hoch und nicht zu ernst*“³⁶ war Hermann Bitters Forderung in der erwähnten Rede im Museumsdorf vom 13. November 1945. Als Beispiele nannte er Kompositionen der Wiener Klassiker Haydn, Mozart und Beethoven sowie Walzer von Strauss. Solch gesunder Konservatismus schloss seichtes und unseriöses „Tingeltangel“ (O-Ton Bitter) ebenso aus wie überfordernde avantgardistische Eskapaden.

In den Gründungszeiten nach den Weltkriegen und noch lange danach war man überzeugt, dass die Auswahl der dargebotenen Werke für alle gut war, und vielleicht hatten die Gründungsväter in ihrer Zeit sogar recht. Heute hingegen muss man akzeptieren, dass man mit einem klassischen Programm nur noch eine Klientel mit einem bestimmten Musikgeschmack erreichen kann, die aber ebenso wie alle anderen ein Recht auf Berücksichtigung hat. Aus dieser Gewissheit speist sich die Daseinsberechtigung der „Konzertfreunde Cloppenburg“ für die Zukunft.

Abbildungen und Fotos:

Gästebücher (11) und Dokumente (2) aus dem Archiv „Freunde der Kunst“ im Clemens-August-Gymnasium sowie Archiv MT (2)

Anmerkungen:

- ¹ Die gesammelten Unterlagen, angefangen von den „Aula-Abenden“ bis in die heutige Zeit werden größtenteils im Clemens-August-Gymnasium Cloppenburg archiviert. Es befinden sich dort originale Zeitungsausschnitte, hand- und maschinenschriftliche Aufzeichnungen, Vorträge und Protokolle, die vor allem die Gründungszeiten dokumentieren, ferner Fotos, Gästebücher und eine nicht ganz vollständige Sammlung von Programmzetteln. Bei Verweisen auf dieses Archiv wird als Kürzel „Archiv CAG“ verwendet.
- ² Vgl. in diesem Zusammenhang R. Kneilmann, *Franz Teping (1880-1956). Vom Heuerlingssohn zum Ministerialrat*, in: M. A. Zumholz, M. Hirschfeld, K. Deux (Hg.), *Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburger Stadtgeschichte*, Münster 2011, S. 626. Der offizielle Name der Schule war zu jener Zeit noch „Realprogymnasium“. Mit dem ersten Abiturjahrgang 1923 wurde der Name „Staatliches Realgymnasium“ eingeführt. Vgl. hierzu Chronologische Übersicht über die Schulgeschichte in: J. Nardmann (Hg.), *1914-1989 Clemens-August Gymnasium*, S. 11.
- ³ Alle Zitate in Münsterländische Tageszeitung (MT) vom 31.1.1918.
- ⁴ Vgl. H. Gelhaus, *Das politisch-soziale Milieu in Süddoldenburg von 1803 bis 1936*, Bd. 2, Kap. 9.5 „Nationale Sendung, Volksmythos und Weltkriegserlebnis“ S. 485 ff.
- ⁵ MT 10.12.1918.
- ⁶ MT 25.9.1923.
- ⁷ MT 29.9.1923.
- ⁸ MT 5.11.1924.
- ⁹ MT 18.11.1924.
- ¹⁰ Dr. Karl Stuckenberg löste zum Schuljahrswechsel 1934 den eher zentrumsorientierten Dr. Claus Thomé als Schulleiter ab. Thomé wurde nach Nordenham zwangsversetzt. Vgl. H.-F. Reinhardt, *Kleine Chronik des Clemens-August-Gymnasiums* in: Nardmann (Hg.), a.a.O., S. 48 ff.
- ¹¹ Gästebuch, Eintrag vom 26.3.1934.
- ¹² P. Willenborg, *Hermann Bitter (1893-1980). „Oberlehrer“ und Kunstfreund*, in: Zumholz, Hirschfeld, Deux (Hg.), a.a.O., S. 69 ff.
- ¹³ MT 28.1.1980.
- ¹⁴ H. Olberding, *Hermann Bitter †*, in: *Jahrbuch Oldenburger Münsterland 1981*, S. 305 ff.
- ¹⁵ MT 14.8.1993.
- ¹⁶ P. Willenborg, a.a.O., S. 69.
- ¹⁷ MT 9.11.1925.
- ¹⁸ Zit. nach P. Willenborg, a.a.O., S. 70.
- ¹⁹ H. Gelhaus, a.a.O., Bd. 4 S. 71.
- ²⁰ Archiv CAG.
- ²¹ Ebd.
- ²² Ebd.
- ²³ Ebd.
- ²⁴ Gästebuch, Eintrag vom 18.10.1960.
- ²⁵ Zeitgenössische Plakatankündigung.

²⁶ Dto.

²⁷ Archiv CAG.

²⁸ Ebd.

²⁹ In diesen Wochen überschlugen sich geradezu die Ereignisse. Am 28.9.49 erhielt das Staatliche Gymnasium den Namen „Clemens-August-Gymnasium“. Am 16.10.49 feierte Bitter sein 25-jähriges Dirigentenjubiläum beim Cloppenburg Liederkranz. Und in diese Zeit fiel die Gründung des Vereins „Freunde der Kunst“ mit all den umfangreichen Planungen und Sitzungen.

³⁰ Niederschrift der Sitzung von 23.9.1945 im Rathaus zu Cloppenburg, ArchivCAG.

³¹ Dr. Thomé war von 1924 bis 1934 und noch einmal 1946 bis 1947 Schulleiter des Realgymnasiums bzw. des Gymnasiums. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Hermann Bitter zunächst kommissarischer Schulleiter bis 1946, dann noch einmal von 1948 bis 1950. Danach übernahm Hans Hartweg für drei Jahre die Leitung. Erst 1953 bis zu seiner Pensionierung 1958 war Bitter offizieller Schulleiter des CAG. Vgl. H. Bitter, *50 Jahre Clemens-August-Gymnasium von 1914–1964*, Cloppenburg o. J., S. 23f.

³² Archiv CAG.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ein „übergeordneter“ Verein mit der Befugnis, Gelder aus dem Kulturetat der Stadt Cloppenburg zu bewilligen.

³⁶ Archiv CAG.



Jörgen Welp

Noch einmal Gut Lethe

Die Vorbilder zweier Veduten-Gemälde des Gutes Lethe aus dem Jahr 1832

– in memoriam Helmut Ottenjann –

Helmut Ottenjann hat im Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2009 zwei Darstellungen der letzten adlig-gutsherrlichen Bebauungsphase der Burg- oder Gutsinsel von Gut Lethe bei Ahlhorn vorgestellt und eingehend erläutert.¹ (Abb. 1 u. 2)

Das Gut Lethe² liegt auf der Kreisgrenze der Landkreise Cloppenburg und Oldenburg an der Lethe, die hier als Grenzflüsschen die beiden Kreise voneinander trennt. Die Grenzsituation spiegelt noch heute den Grund für die Anlage der früheren Burg Lethe wider. Nachdem der Bischof von Münster im Jahr 1400 das Amt Cloppenburg von den Grafen von Tecklenburg erobert hatte, wurde Burg Lethe als münstersche Grenzburg gegen Nordosten (Grafschaft Oldenburg und Vogtei/Amt Wildeshausen, damals bremisch) errichtet. Zudem lag sie an der wichtigen Flämischen Heerstraße, einer West-Ost-Verbindung zwischen den Niederlanden und Bremen. Kern der Anlage war die eigentliche Burg auf einer künstlichen rechteckigen Insel im aufgestauten Lether Mühlenteich. Diese Burg- oder Gutsinsel ist noch heute vorhanden (Abb. 3) und vor allem auf Luftbildern gut zu erkennen. (Abb. 4, vgl. Abb. 5) Archäologische Ausgrabungen auf der Insel ergaben, dass diese wohl im späteren 15. Jahrhundert erweitert, dass die Gebäude auf Findlingsfundamenten errichtet worden waren und die Uferbefestigung aus vermörtelten Steinen über Ramppfählen und Pfahlrosten bestand.³

Helmut Ottenjann hat die Besitzerfolge auf Gut Lethe zuletzt ausführlich dargestellt,⁴ weswegen sie an dieser Stelle cursorisch behandelt werden kann: Über Generationen war die Burg im Besitz der Familie von Dorgeloh, bis sie schließlich über verschiedene weitere Besitzer an die Familie von der Decken gelangte. Die Familie von der Decken

zeichnet verantwortlich für die letzte Phase der Bebauung der Gutsinsel. Von dieser letzten Bebauungsphase sind präzise Abbildungen überliefert, die uns das Bild eines heute verlorenen adligen Anwesens im Oldenburger Land vermitteln. Diese Bauten sind ab dem Jahr 1756 errichtet und 1832 abgebrochen worden.⁵ Erbauer der Gebäude war Adam Ernst von der Decken, letzter Bewohner Friedrich Wilhelm Otto von der Decken, der mit seiner Familie nach dem Abbruch des Gutshauses noch bis 1849 auf Gut Lethe wohnen blieb. Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg kaufte das Gut 1827, weil von der Decken in finanzielle Schwierigkeiten geraten war. Von seinem Erben und Nachfolger Großherzog Paul Friedrich August kam es 1832 durch Verkauf an den Kammerherrn und Regierungsrat Adam Barthold von Lützwitz. Dieser ließ die Gebäude auf der Gutsinsel im selben Jahr niederlegen, um das Baumaterial für andere Gebäude (Brennerei) auf dem rechten Ufer der Lethe wiederzuverwenden. Auf der Gutsinsel ist in der Folgezeit nur noch eine Baracke gebaut worden, die mittlerweile ebenfalls nicht mehr besteht. Das neue Gutshaus auf dem rechten Letheufer hat ein späterer Besitzer im Jahr 1888 errichtet.

Die von Ottenjann⁶ publizierten Veduten vom letzten Bauzustand der Gutsanlage auf der Insel im Lether Mühlenteich (Abb. 1 u. 2) befinden sich in Privatbesitz. Es handelt sich bei ihnen um zwei Gemälde in Öl auf Metall, die jeweils von einem Vers begleitet sind, der die wehmütige Erinnerung an die verlorene Heimat thematisiert. Die Verse bilden erst zusammen einen Sinn und auch dadurch werden die beiden Bilder deutlich als aufeinander bezogene Pendants, als Paar erkennbar.⁷ Die Bilder sind unsigniert. Helmut Ottenjann ging sicher zu Recht davon aus, dass die letzten Bewohner des Gutshauses aus der Familie von der Decken die Bilder anfertigen ließen, um sie als Erinnerung an Gut Lethe mitzunehmen. Er vermutete, dass sie zwischen 1827 und 1832 als Auftragsarbeiten „von einem der bekannten Oldenburger Veduten-Maler wie G.F. David oder Theodor Presuhn d.Ä. oder anderen zeitgenössischen Künstlern der Region geschaffen worden sein“ könnten.⁸

Tatsächlich sind die beiden kleinen Gemälde Kopien zweier Zeichnungen von Gottlob Friedrich Ferdinand David (1794 - um 1850).⁹ Die Vorlagen bzw. die Originale befinden sich heute im Stadtmuseum Oldenburg. Es handelt sich um zwei signierte („G.F.F. David“) und auf 1832 datierte aquarellierte Federzeichnungen auf Papier.¹⁰ (Abb. 6 u. 7)

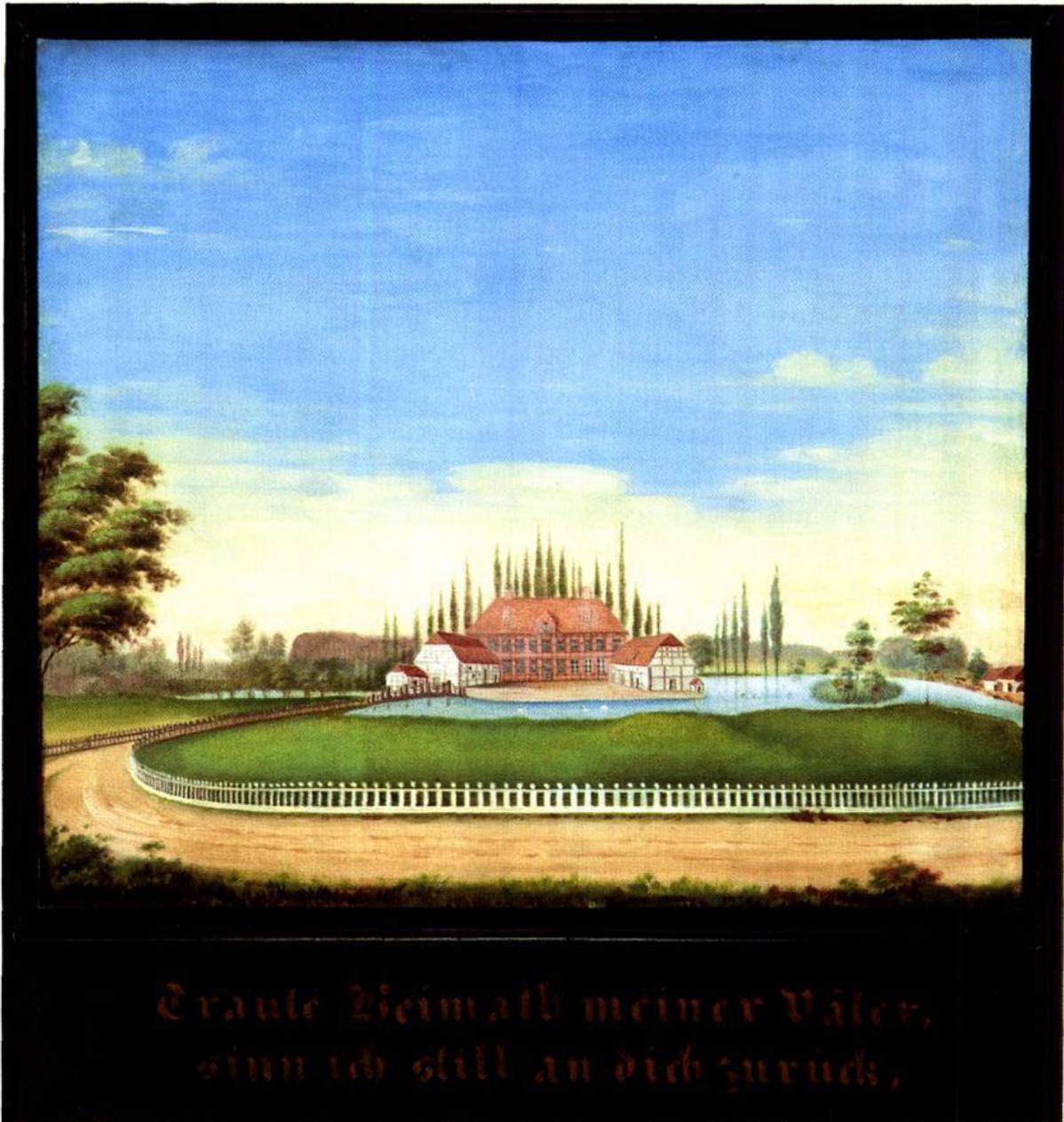


Abb. 1: Vedute von Gut Lethe: das Gutshaus von Norden, Öl auf Metall, unbekannter Maler, 1832 oder später, Privatbesitz Foto: Sven Adelaide

Die Federzeichnungen bzw. Aquarelle sind gegenüber den Malereien präziser in der Ausführung, der Bildausschnitt, den die Zeichnungen wiedergeben, ist größer als der der Gemälde. Damit erweisen sich die Zeichnungen als die Originale, die der Verfertiger der Malereien als Vorbilder verwendet hat. Dabei sind die Malereien im Maßstab unmerklich größer als die Vorlagen. In einzelnen kleineren Details weichen sie darüber hinaus von den Vorlagen ab.

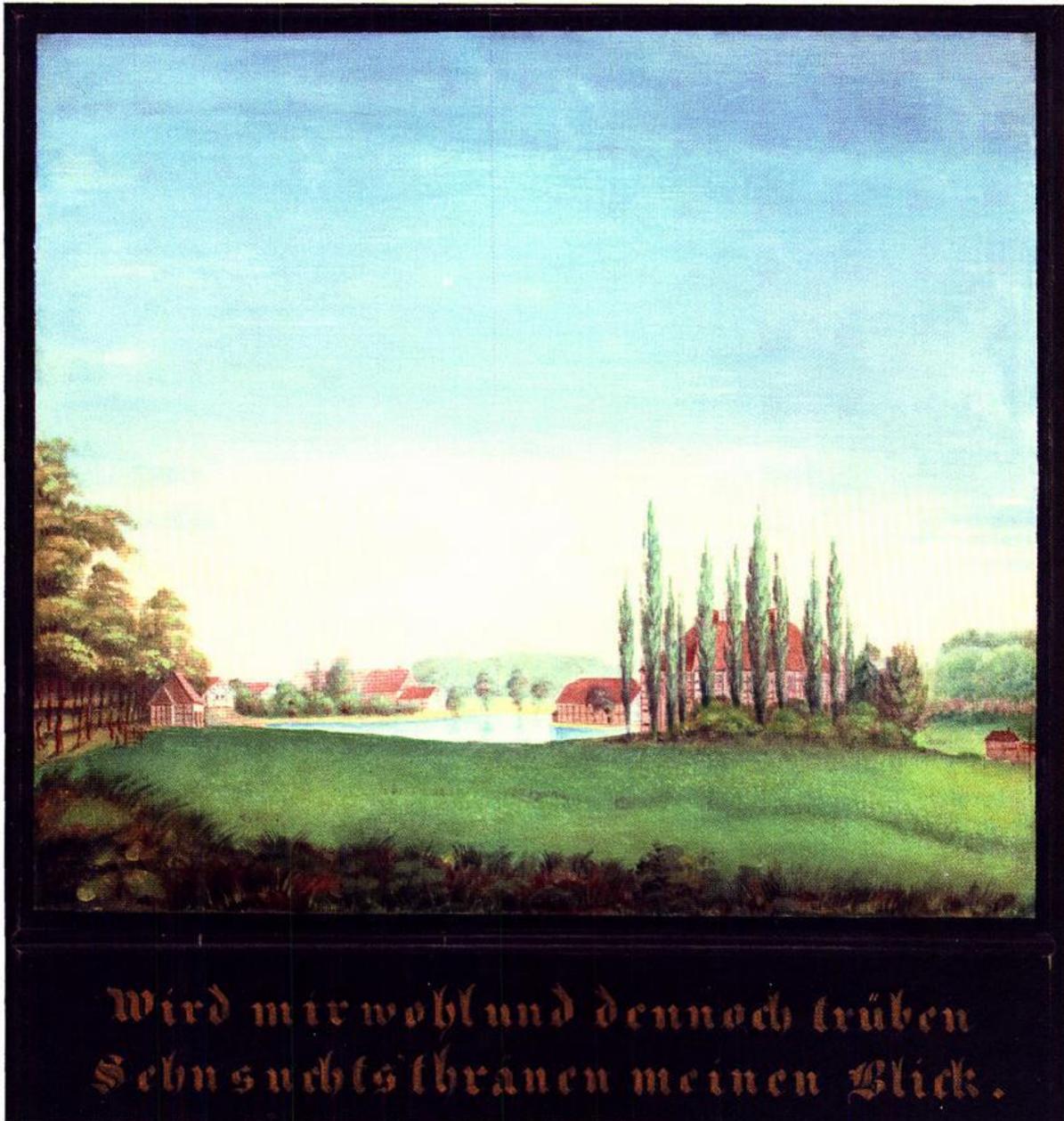


Abb. 2: Vedute von Gut Lethe: das Gutshaus von Süden, Öl auf Metall, unbekannter Maler, 1832 oder später, Privatbesitz Foto: Sven Adelaide

Die eine Zeichnung und die danach angefertigte Malerei zeigt das zweistöckige, in Fachwerktechnik errichtete Gutshaus mit Nebengebäuden von Norden aus gesehen, also in der Vorderansicht, die andere sowie das entsprechende Gemälde zeigt dessen Rückseite von Süden aus. Helmut Ottenjann hat die Gutsanlage auf der Grundlage der ihm vorliegenden Gemälde eingehend beschrieben und das Herrenhaus rekonstruiert:¹¹ Das Gutshaus (Abb. 8) erhob sich demnach über einer



Abb. 3: Gut Lethe: Burg- oder Gutsinsel von Westen, 2010

Foto: Jörgen Welp



Abb. 4: Gut Lethe: Luftaufnahme von 2007

Foto: LGLN Cloppenburg

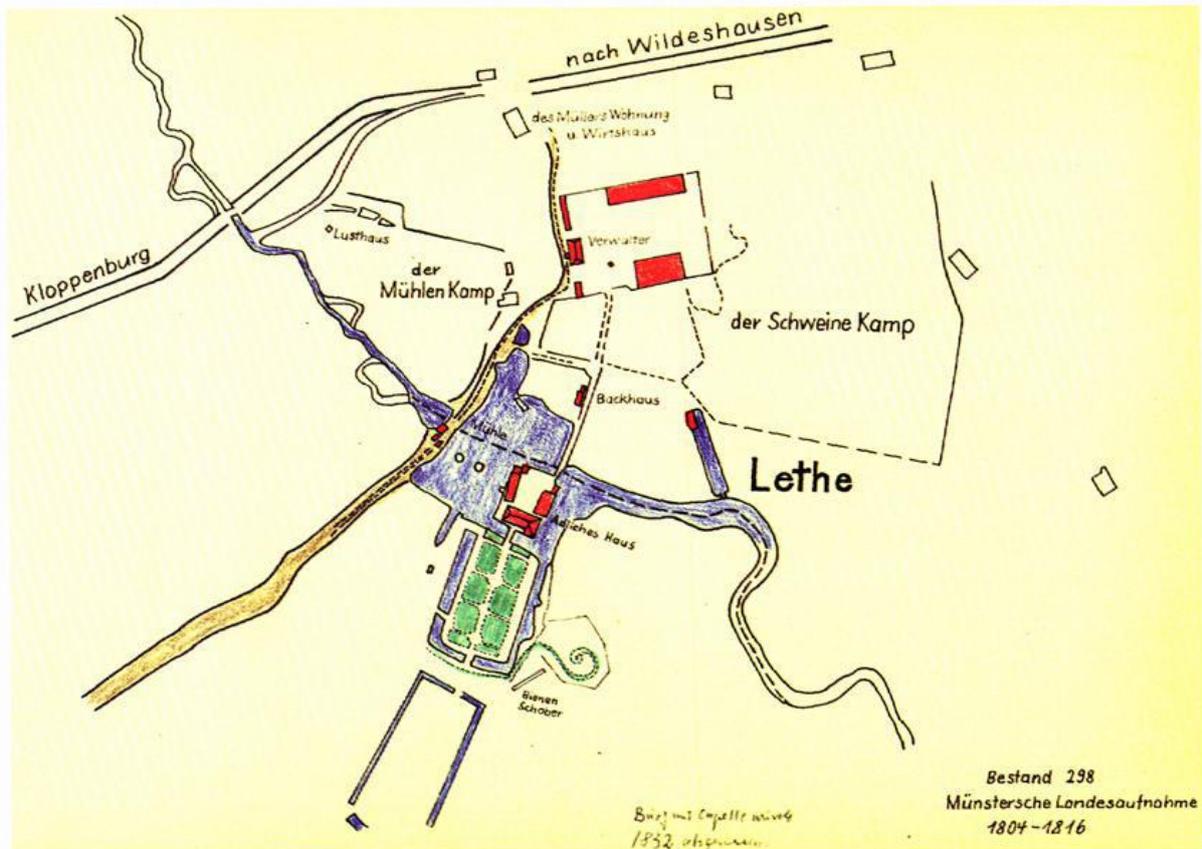


Abb. 5: Plan von Gut Lethe: Zeichnung von Dieter Zoller nach der Münsterschen Landesaufnahme 1804-1816, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege (NLD), Stützpunkt Oldenburg. AZ LKrs. Cloppenburg, Gem. Emstek, Gemarkung Emstek FStNr. 1 Bild: NLD Oldenburg

Grundfläche von 23,50 x 19 m am westlichen Ende der etwa 42 x 34 m messenden Gutsinsel. Es besaß zwei Geschosse und 11 Fensterachsen, deren mittlere durch einen Zwerchgiebel mit Lastenaufzug betont wurde. Die äußeren Fensterachsen sind rechts und links jeweils etwas nach außen verschoben, so dass die Außenkanten der Fassade eine besondere Betonung erhalten. Auf dem großen roten ziegelgedeckten Walmdach saßen unterhalb der Schornsteine zwei Schleppgauben. Die von Helmut Ottenjann veranlasste und von ihm publizierte Rekonstruktionszeichnung Lothar Wischmeyers, die nach Vorgabe der beiden Gemälde entstanden ist, muss nach dem Befund der präziseren Zeichnungen von David geringfügig modifiziert werden. So verlaufen über der obersten Fensterreihe zwei parallele Balkenlagen – dies ist auf der Rekonstruktion als Schatten wiedergegeben. Die Gefache zwischen den Fenstern bestehen nicht aus zwei gleich hohen Rechtecken, sondern aus einem

unteren höheren und einem niedrigeren darüber. Darüber hinaus zeigen aber schon die beiden Gemälde entgegen der Rekonstruktion, dass die Balkenlage über den Untergeschossfenstern direkt über den Fenstern entlangläuft und der Zwerchgiebel keine waagerechten Balken in der Mitte rechts und links der Bodentür aufweist. (Abb. 8)

Helmut Ottenjann¹² hat besonders auf die Rolle der Zweigeschossigkeit und die der großen Fenster aufmerksam gemacht, die hier für herrschaftliches Wohnen in dieser Zeit stehen. Auf den Zeichnungen wirken diese Fenster noch schlanker und höher als auf den Malereien. Es handelt sich um englisch-niederländische Schiebefenster mit kleinen Scheiben und einer deutlichen horizontalen Unterteilung in der Fenstermitte. Nur drei und wohl ein vom Nebengebäude verdecktes viertes Fenster im rechten Untergeschoss zeigen offensichtlich sog. französische Flügelfenster mit Holzrahmen.¹³ Bei dem Raum hinter diesen auffallend anderen Fenstern könnte es sich um die für Gut Lethe verbürgte Kapelle handeln, deren Abriss ebenfalls 1832 erfolgt ist.¹⁴ Rechts und links befinden sich vor dem Hauptgebäude, jeweils im rechten Winkel zu diesem, zwei Wirtschaftsgebäude mit weiteren Anbauten. Die Wirtschaftsgebäude werden nach mdl. Auskunft von Helmut Ottenjann Kleintierställe sein, deren Mansarddächer aber den Charakter eines adligen Anwesens betonen. Wohl aufgrund der roten Färbung der Mauern des Gutshauses auf dem Ölbild schloss er auf eine Ausfachung aus Ziegeln, während die Nebengebäude aus Fachwerk mit getünchten Lehmwänden bestünden.¹⁵ Auf der Zeichnung ist das Gutshaus allerdings nicht rötlich, sondern hell gefasst wie die Nebengebäude, weswegen der Zeugniswert der Bilder für die Rekonstruktion in dieser Frage ambivalent wird. Das soll natürlich nicht heißen, dass das Gutshaus nicht mit Ziegeln ausgefacht war. Nach mündlicher Auskunft schreibt Helmut Ottenjann den Gemälden den höheren Zeugniswert zu, weil diese explizit für die ehemaligen Besitzer angefertigt worden waren. Auf die Brücke zur Gutsinsel zu führt ein geschwungener, von einem niedrigen Zaun gesäumter Weg. Zwischen Weg und Mühlenteich breiten sich – auch auf der Rückseite – Wiesen aus, die einen freien Blick auf die Anlage gewähren. Eine Gruppe von Pappeln auf dem südlichen Ufer des Mühlenteichs überragt das Gutshaus. Auf der Vorderansicht ist links im Bild die Wassermühle am Mühlenteich ganz zu erkennen, die auf dem Gemälde abgeschnitten ist. Jetzt wird deutlich, dass das Wasserrad mittel- oder unterschlächtig ist (mdl. Auskunft Ottenjann)¹⁶.

Die Rückansicht zeigt ebenfalls die Wassermühle links im Bild und zwischen ihr und dem Gutshaus weitere Gebäude der Gutsanlage. Rechts – südlich – vom Gutshaus ist ein kleines Gebäude aus zwei unterschiedlich hohen Gebäudeteilen mit Schornstein zu erkennen. Bei seiner Auswertung der Gemälde konnte Ottenjann „den beiden kleinen Häusern“ noch keine Funktion zuweisen.¹⁷ Er hat das zweiteilige Gebäude nach Kenntnisnahme der Zeichnungen als Backhaus bestimmt, das in sicherer Entfernung von den Gutsgebäuden steht.

Das Gesamtensemble von Haupthaus als *corps de logis* und Wirtschaftsgebäuden bildet eine Dreiflügelanlage mit Ehrenhof und stellt sich – *cum grano salis* – als barockes im Lether Mühlenteich gelegenes Wasserschloss dar.¹⁸ Dazu gehört auch eine der adeligen Selbstdarstellung dienende barocke Gartenanlage im Westen der Gutsinsel, die auf den Zeichnungen und Gemälden nicht sehr deutlich ausgeprägt erscheint (Abb. 2, 7),¹⁹ aber, genauso wie ein Irrgarten südlich davon, durch historische Pläne dokumentiert ist (Abb. 5).²⁰ Die das Gutshaus überragenden Säulen- oder Pyramidenpappeln, die am Rand des Gartens zwischen Garten und Gutshaus wachsen, sind eine in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts populär gewordene Baumart, die aus Italien in den Norden gekommen war und im 19. Jahrhundert zunehmend unmodern wurde.²¹ Dies belegt, dass die Besitzer von Gut Lethe damals gartenbaulich auf der Höhe der Zeit waren. Zeichner und Maler betonten den herrschaftlichen Charakter des Wasserschlossens noch durch zwei – abgesehen von einer Entenschar rechts von der Gutsinsel – vor dem Gutshaus im Mühlenteich schwimmende Schwäne. Die Haltung von Schwänen, wie auch die Errichtung von Taubenhäusern, gehörte zur adeligen Repräsentation.²² Hierher gehört auch die Tatsache, dass vor dem vom Betrachter aus gesehen rechten Nebengebäude eine Hundehütte angebaut ist.²³ Die Nebengebäude zeigen zudem an ihren Stirnseiten Einfluglöcher für Tauben (mdl. Hinweis Ottenjann), und auf Plänen von Gut Lethe ist ebenfalls vor der Stirnseite des rechten Nebengebäudes ein freistehendes rundes Objekt zu sehen, das als Taubenhaus gedeutet werden könnte.²⁴ Dieses ist auf Zeichnung und Gemälde nicht dargestellt.

Eine dreidimensionale Vorstellung vom verlorenen Lether Gutshaus kann in dessen weiterer Nachbarschaft z.B. das noch erhaltene Wildeshäuser Amtshaus vermitteln.²⁵ Amtshäuser hatten ebenfalls einen repräsentativen Charakter, weil sie der obrigkeitlichen Verwaltung

dienten. Das Wildeshauser Amtshaus von 1729/30 unterscheidet sich in Einzelheiten durchaus vom Lether Gutshaus, z.B. stehen die Fensterachsen etwas weiter auseinander als im Fall des Gutshauses, und es ist

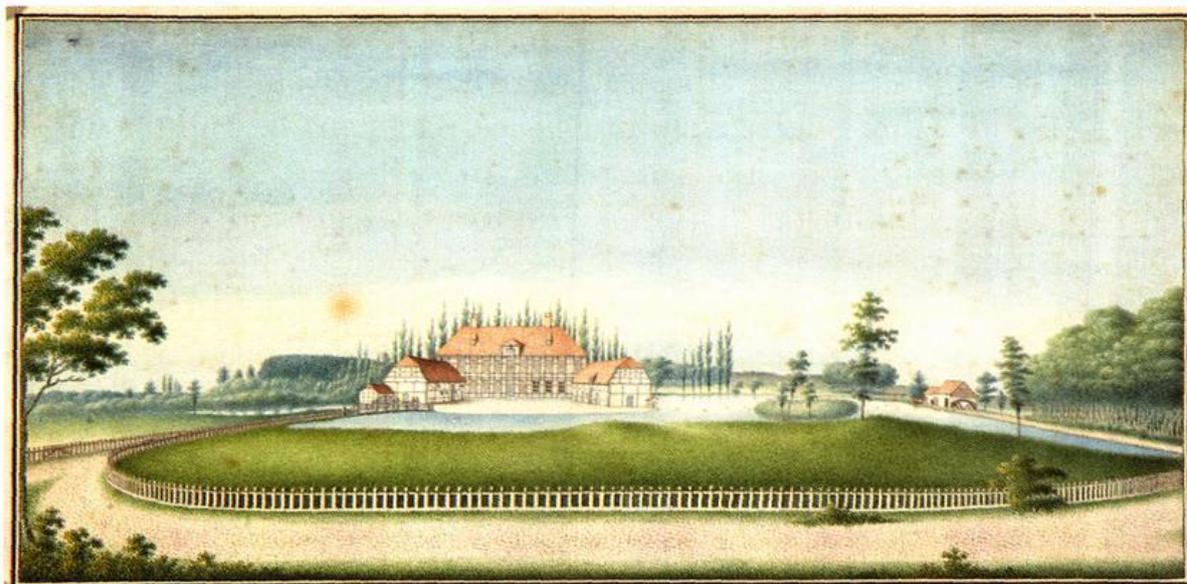


Abb 6: Vedute von Gut Lethe: das Gutshaus von Norden, aquarellierte Federzeichnung auf Papier, signiert und datiert „G.F.F. David 1832.“, Stadtmuseum Oldenburg XIX B/2877/114

Foto: Sven Adelaide

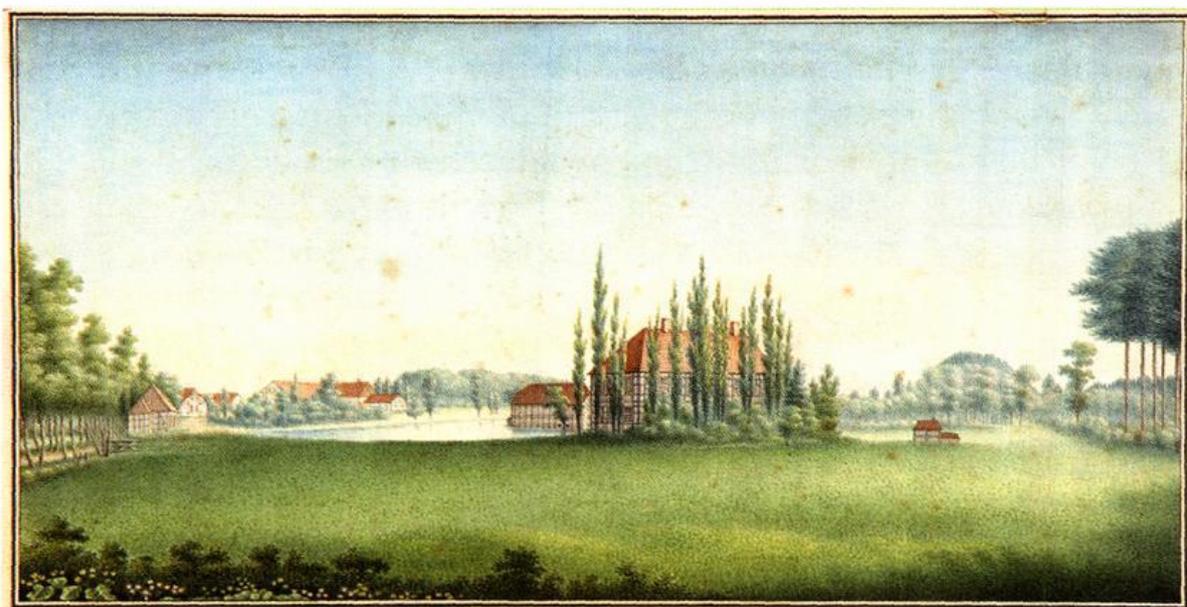


Abb. 7: Vedute von Gut Lethe: das Gutshaus von Süden, aquarellierte Federzeichnung auf Papier, signiert und datiert „G.F.F. David 1832.“, Stadtmuseum Oldenburg XIX B/2876/113

Foto: Sven Adelaide

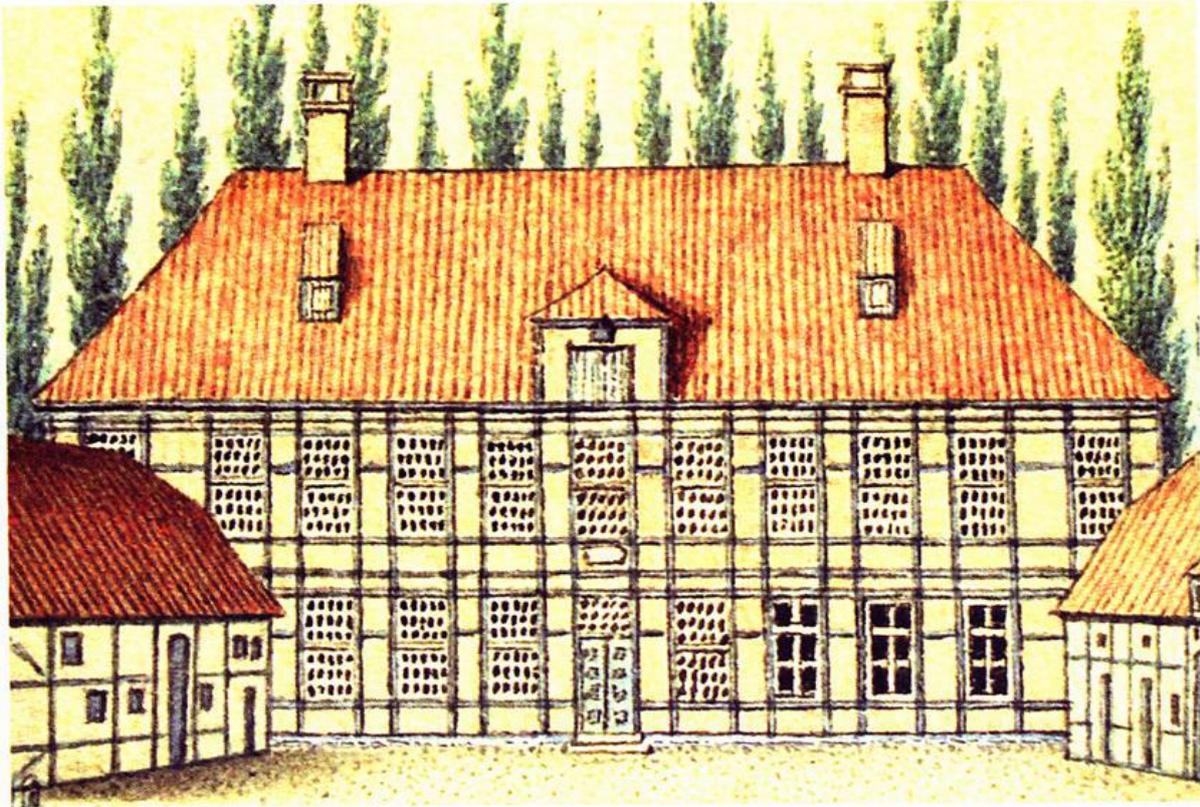


Abb. 8: Das Gutshaus von Norden, Ausschnitt aus der Vedute Stadtmuseum Oldenburg XIX B/2877/114 Foto: Jörgen Welp

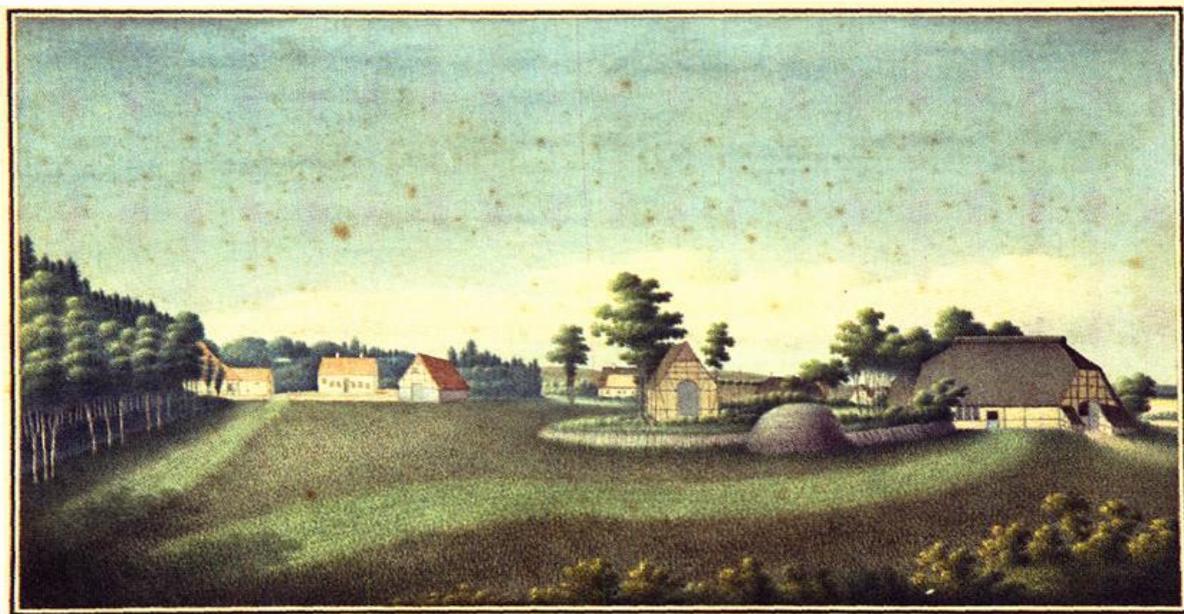


Abb. 9: Vedute von Gut Lethe: Wirtschaftsgebäude und Heuerlingshaus, aquarellierte Federzeichnung auf Papier, signiert und datiert „G.F.F. David 1833“, Stadtmuseum Oldenburg XIX/B/2878/115 Foto: Sven Adelaide

auch kleiner als dieses, aber insgesamt lässt es sich als repräsentativer Fachwerkbau mit Walmdach doch gut mit dem verlorenen Gutshaus von Lethe vergleichen.

G.F.F. David (1794 - um 1850),²⁶ der die Zeichnungen vom Gut Lethe angefertigt hat, ist einer jener Zeichner, die uns mit ihren Arbeiten eine Vorstellung vom biedermeierlichen Oldenburg der ersten Hälfte bis kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts vermitteln. Sein Werk umfasst Ansichten des Marktes mit Lambertikirche, des Platzes vor dem Haarentore (Julius-Mosen-Platz), des Heiligengeisttores mit Lappan und mehr. Auffällig ist, dass es sich bei seinen erhaltenen bzw. bekannten Arbeiten in der überwiegenden Mehrzahl um Stadtoldenburger Ansichten handelt.²⁷ Ausnahmen sind Ansichten aus Jever und aus der großherzoglichen Sommerresidenz Rastede²⁸. Insofern fallen die Darstellungen von Gut Lethe durchaus etwas aus dem Rahmen, zumal es sich insgesamt nicht nur um die beiden besprochenen Veduten des Gutshauses im Mühlenteich handelt, sondern es noch eine weitere Zeichnung von Wirtschaftsgebäuden und wohl einem Heuerlingshaus im Gutsbereich gibt (Abb. 9). Diese ist ebenfalls signiert und auf das Jahr 1833 datiert.²⁹ Nach mündlicher Auskunft von Helmut Ottenjann lassen sich auf dieser Zeichnung verschiedene Beobachtungen machen: Rechts im Bild findet sich ein reetgedecktes Rauchhaus mit „Ulenlock“. Der Giebel zeigt engmaschigeres Fachwerk als die Seitenwände, was auf zwei Bauphasen hindeuten könnte. Die Grootdöör ist viergeteilt, und die Fenster sind bleiverglast. Insgesamt könnte das Haus aus dem 18. Jahrhundert stammen. Links neben dem Haus liegt eine Einfriedung aus Findlingen. Diese könnte eine Barriere für Schafe sein, die solche Steineinfriedungen nicht überspringen, weswegen die kleine Scheune darin ein Schafstall sein könnte. Das dünne Fachwerk spricht ebenfalls dafür, da es gut genug für Schafe war. Vor der Einfriedung ist noch ein Heuhaufen zu erkennen, dahinter zwei weitere Gebäude.

Links neben dem Schafstall ist ein teilweise in Reet, teilweise in Ziegeln gedecktes Haus im Hintergrund zu erkennen. Im Falle eines Brandes würde bei einer solchen Dachdeckung kein brennendes Reet in die Stube fallen. Hinten links ist neben einem teilweise von Bäumen verdeckten weiteren Gebäude ein Haus mit vielen Fenstern zu sehen, das ein Tagelöhnerhaus für zwei Familien sein wird. Vielleicht gab es einen zweiten Eingang auf seiner Rückseite. Rechts daneben steht ein zugehöriger Stall für Kuh, Ziege und Schaf auf Granitfundament mit

Aufbau aus schmalen Fachwerk. Die Gebäudegruppe wird durch einen Zaun mit Tor abgeschlossen.

Da alle drei Zeichnungen/Aquarelle laut Stempel auf der Rückseite aus der großherzoglichen Sammlung stammen,³⁰ ist es nicht unwahrscheinlich, dass Großherzog Paul Friedrich August auch Auftraggeber für deren Anfertigung war. Dies zumal deswegen, weil er bis 1832 Besitzer des Gutes gewesen ist. Das Aquarell von 1833 mag ein Jahr nach den beiden anderen nach einer Vorzeichnung entstanden sein. Da die Zeichnung, die das Gut von vorne zeigt, auf der Rückseite von Bleistift die Jahreszahl 1827 trägt, könnten die Vorzeichnungen natürlich auch schon von Herzog Peter Friedrich Ludwig in Auftrag gegeben worden sein, der das Gut in diesem Jahr erworben hat und von dem es Paul Friedrich August 1829 erbte. Die Bleisistiftnotiz lautet aber weiter „Das Gut Lethe gehörte früher der Familie von der Decken“, was auf eine spätere Beschriftung hindeutet, so dass der Zeugniswert der Jahresangabe nicht überbewertet werden sollte.

Viele biedermeierliche Veduten und Interieurs dienten in der Zeit vor der Einführung der Fotografie der Dokumentation und der Erinnerung an Fernes oder Verlorenes.³¹ So ist es gut vorstellbar, dass G.F.F. David im Zusammenhang mit dem Verkauf des Gutes Lethe im Jahr 1832 von Großherzog Paul Friedrich August aufgetragen worden ist, Zeichnungen vom Gut anzufertigen, bevor es baulich verändert bzw. teilweise abgerissen wurde, um diesen ehemaligen Besitz zu dokumentieren.

Nach den Vorbildern der zeichnerischen Dokumentation wurden dann anscheinend die beiden Kopien für die Familie von der Decken angefertigt, ob von G.F.F. David selbst oder von jemand anderem ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Wegen der größeren Qualität der Zeichnungen wird man bei den gemalten Kopien eher an eine andere Hand denken wollen, zumal die Gemälde nicht signiert sind. Da die Bilder aber in unterschiedlichen Techniken gearbeitet wurden, ist hier eine abschließende Beurteilung nur bedingt möglich.

Anmerkungen:

¹ Helmut Ottenjann, Zwei Veduten-Bilder vom niederstiftischen Gut Lethe, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 58, 2009, S. 117-133. Helmut Ottenjann (†2010) hat ange-regt, diesen Beitrag zu verfassen, nachdem ihm der Verf. von den Zeichnungen G.F.F. Davids berichtet hatte, die offenbar die Vorlagen der von ihm publizierten Gemälde darstellten.

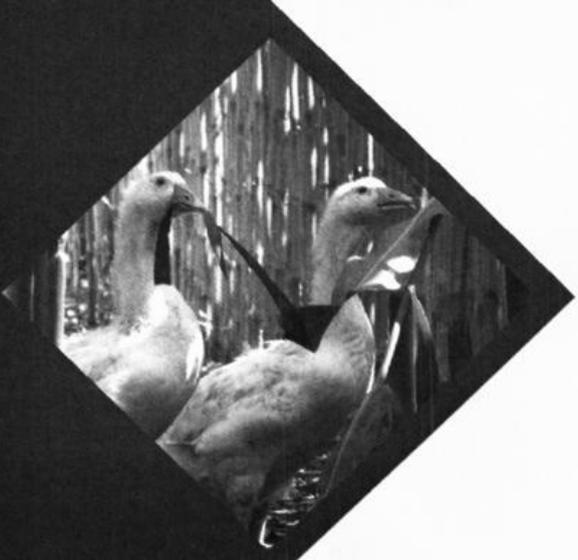
Nachdem er den Beitrag gelesen hatte, hat er noch weitere wertvolle Hinweise gegeben, wofür ihm ganz herzlich gedankt sei. Diese Hinweise sind in der hier abgedruckten Fassung berücksichtigt und kenntlich gemacht. Herzlich gedankt sei auch Udo Elerd, Stadtmuseum Oldenburg, der es großzügig ermöglicht hat, die Originalzeichnungen des Gutes Lethe von G.F.F. David in Augenschein zu nehmen und zu fotografieren, und Michael Reinbold, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, für Hinweise und tatkräftige Unterstützung. Ein weiterer Dank für Hinweise und Hilfe gilt Ingrid Arp, Heimatbibliothek Oldenburger Münsterland in Vechta, Michael Wesemann, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Stützpunkt Oldenburg und Dirk Zoller, Rastede.

- ² C.H. Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster und der angränzenden Grafschaften Diepholz, Wildeshausen etc. Ein Beitrag zur Geschichte und Verfassung Westphalens, Zweiter Band, Vechta 1841, 2. Aufl. 1967, S. 401-403 Nr. 14; C.L. Niemann, Das Oldenburger Münsterland in seiner geschichtlichen Entwicklung. Beitrag zur Förderung der Heimatkunde, I. Band, Oldenburg und Leipzig o.J. (1889, Nachdruck Leer 1976), S. 138 f.; II. Band Oldenburg und Leipzig o.J. (1891, Nachdruck Leer 1976) S. 130-133; Georg Reinke, Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland, 6. Heft, Vechta 1928, S. 87-94; Karl Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, III. Band, S. 544; IV. Band, S. 346 f., jew. Neudruck der Ausgabe von 1898, Osnabrück 1975; Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, I. Heft, Neudruck der Ausgabe von 1896, Osnabrück 1976, S. 80; III. Heft, Neudruck der Ausgabe von 1903, Osnabrück 1976, S. 84; Hans Troschel, „Historischer Flug“ über Insel Lethe bei Ahlhorn. Mit Flugzeug, alten Karten und liebevoller Phantasie – Mittelalterliche Burg, in: Nordwest Heimat, Beilage zu Nr. 213 der Nordwest-Zeitung, Nr. 19/64, 12. September 1964; ders., Die wiederentdeckte Burg Lethe, in: Leuchtfeuer. Heimatblatt für die Jugend zwischen Niederelbe und Ems, 22. Jahrgang, 10. Folge, Nr. 218, September 1970 (Beilage zur Nordwest-Zeitung) und ders.: Die wiederentdeckte Burg Lethe, in: Volkstum und Landschaft Nr. 79, 32. Jahrgang, Dezember 1970, Heimatblätter der Münsterländischen Tageszeitung; Günter Müller, 293 Burgen und Schlösser im Raum Oldenburg-Ostfriesland, Oldenburg 1977, S. 67-69; Rainer Kilian, Chronik der Gemeinde Emstek, Vechta 1987, S. 130-136; Arbeitskreis für Heimatkunde im Verband Bildung und Erziehung (Hrsg.), Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk, Neubearbeitung der 1. Auflage von 1965, Lönigen 1999, S. 378-380 s.v. Lethe, Gut – mit weiteren Literaturhinweisen – (Hellbernd); Ottenjann (wie Anm. 1); Frank Both, Roswitha Schweichel, Albrecht Eckhardt, in: Albrecht Eckhardt (Hrsg.): Oldenburgisches Ortslexikon. Archäologie, Geografie und Geschichte des Oldenburger Landes, Band 2, Oldenburg 2011, S. 603 f. s. v. Lethe.
- ³ Dieter Zoller, Tätigkeitsbericht 1982, in: Oldenburger Jahrbuch 83, 1983, S. 335-354, hier S. 341-344; ders., Archäologische Untersuchungen an der Garther und Lether Burg sowie an der Vechtaer Zitadelle, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1984, S. 105-117, hier S. 107-113; ders., Burg Lethe, in: Klemens Wilhelmi (Hrsg.), Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979-1984, Stuttgart 1985, S. 265-269 mit Übersichtsplan Abb. 2. Vgl. auch die in der vorigen Anmerkung genannten Beiträge von Hans Troschel.
- ⁴ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 118-122, Abb. 1 a und b.
- ⁵ s. dazu und zum Folgenden die in Anm. 2 und 3 genannte Literatur.
- ⁶ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 117-133, Abb. 2a und b. Maße mit Rahmen und Inschriftfeld danach jeweils B 38,3 x H 42,5 cm. Die hier abgedruckten Fotografien der beiden Gemälde von Sven Adelaide, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, sind nach einer kürzlich erfolgten Restaurierung vor dem Auftrag einer neuen Firnissschicht entstanden.
- ⁷ Bild 1: „Traute Heimath meiner Väter, sinn ich still an dich zurück,“; Bild 2: „Wird mir wohl und dennoch trüben Sehnsuchtstränen meinen Blick.“ Es handelt sich um neu kombinierte

- Verse aus dem Gedicht „Lied eines Landmanns in der Fremde“ von Hans Georg Nägeli: Ottenjann (wie Anm. 1), S. 124f., Abb. 3a und b.
- ⁸ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 124.
- ⁹ Thieme-Becker, Band 8, S. 452 s. v. David, G.F.F. (Raspe); Albrecht Eckhardt/Udo Elerd/Ewald Gäßler, *Das Bild der Stadt. Oldenburg in Ansichten 1307-1900*, Oldenburg 1995, S. 152f.
- ¹⁰ Stadtmuseum Oldenburg XIX B/2877/114 („Gut Lethe“) und XIX B/2876/113 („Gut Lethe, Gartenseite“), Maße 26 x 47cm bzw. 26,4 x 46,9 cm (Blattgröße) und 23,65 x 44,2 cm bzw. 23,3 x 43,7 cm (Bildgröße): Wilhelm Gilly, *Biedermeierliche Blätter aus Oldenburg. Farbige Ansichten der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts aus dem Besitz des Oldenburger Stadtmuseums*, 2. Aufl. Oldenburg 1980, S. 34 und 35 (mit Abb.); ders., *Oldenburger Ansichten des 19. Jahrhunderts. Aquarelle, Pastelle, Gouachen sowie Original- und Druckgraphik aus dem Besitz des Oldenburger Stadtmuseums/Städtische Kunstsammlungen. Katalog*, 2. Aufl. Oldenburg 1981, S. 18, Nr. 26 und 27; erwähnt in Thieme-Becker (wie Anm. 8) als zugehörig zur Großherzoglichen Handzeichnungssammlung. Zoller 1985, S. 268 kennt die Zeichnung/die Zeichnungen, bildet sie aber nicht ab. Beide Zeichnungen sind rückwärtig zusätzlich mit Bleistift beschriftet „Haus Lethe wie es war.“, darunter „Gut Lethe b/Ahlhorn an der Chaussee von Ahlhorn nach Kloppenburg, links“ sowie „Das Hau(s) Lethe...(von) der Gartenseite 1827.“, darunter „Das Gut Lethe gehörte früher der Familie von der Decken“, darunter „Gut Lethe b/Ahlhorn, an der Chaussee von Ahlhorn nach Kloppenburg, links“.
- ¹¹ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 124-129, Abb. 4.
- ¹² Ottenjann (wie Anm. 1), S. 126f.
- ¹³ Vgl. Dieter Maschmeyer, *Die Fenster des 16.-19. Jahrhunderts an Bauernhäusern im westlichen Westfalen*, in: *Der Holznagel. Zeitschrift der Interessengemeinschaft Bauernhaus*, 36. Jahrgang, Heft 6 Nov/Dez 2010, S. 28-40, hier S. 35-38; anders Ottenjann (wie Anm. 1), 126f., der vom „zweiflügeligen ‚englischen‘ Fenster“ spricht.
- ¹⁴ Zur 1832 abgerissenen Kapelle s. die in Anm. 2 und 3 genannte Lit. Auch Helmut Ottenjann äußerte mdl., dass der Raum die Kapelle gewesen sein könnte.
- ¹⁵ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 126f.
- ¹⁶ anders noch Ottenjann (wie Anm. 1), S. 128.
- ¹⁷ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 129.
- ¹⁸ Gilly 1980 (wie Anm. 9), S. 34. Vgl. auch Heike Düselder, *Kultur und Herrschaft des Adels*, in: dies. (Hrsg.), *Adel auf dem Lande. Kultur und Herrschaft des Adels zwischen Weser und Ems 16. bis 18. Jahrhundert*, Cloppenburg 2004, S. 31f.; vgl. ferner Ottenjann (wie Anm. 1), S. 127.
- ¹⁹ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 129, deutet die Sträucher hinter den Pappeln hinter der Rückfront des Gutshauses als Einfassung dieses Gartens. Zu Gartenanlagen bei Adelssitzen und deren Repräsentationscharakter s. Düselder 2004 (wie Anm. 14), S. 45-54 (mit Abb. 13 auf S. 44, Gut Lethe); Heike Düselder, *Vom „Botanisieren“ und der „Natürlichkeit der Natur“*. *Naturaneignung und Herrschaftsverständnis des Adels im Kontext von Kultur, Bildung und Ökonomie*, in: Heike Düselder/Olga Weckenbrod/Siegrid Westphal (Hrsg.), *Adel und Umwelt. Horizonte adeliger Existenz in der Frühen Neuzeit*, Köln - Weimar - Wien 2008, S. 19-50.
- ²⁰ Ottenjann (wie Anm. 1), Abb. 5 a-c. Zum Irrgarten s. ebenda S. 129.
- ²¹ Klemens Alexander Wimmer, *Kurze Geschichte der Säulenpappel*, http://www.historischegaerten.de/Gartenbaubuecherei/Zandera/2001_1_Wimmer_Saeulenpappel.pdf (abgerufen am 10.06.2012), leicht überarbeitete Fassung eines Beitrags in Zandera, Band 16 (2001), Nr. 1, S. 11-14. Die Anregung, der Bedeutung der Baumart nachzugehen, verdanke ich Helmut Ottenjann.

- ²² Düselder 2008 (wie Anm. 16), S. 28.
- ²³ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 127 und mdl. Hinweis von H. Ottenjann zur Bedeutung der Hundehütte im Zusammenhang mit adligem Leben (vgl. auch Ottenjann [wie Anm. 1] S. 133, Anm. 19).
- ²⁴ Ottenjann (wie Anm. 1), S. 130 mit Anm. 19.
- ²⁵ Albrecht Eckhardt, Wildeshausen. Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert, Oldenburg 1999, S. 321-323, Abb. 144 (mit Hinweis auf den repräsentativen Charakter des Gebäudes ebenda S. 323). Ottenjann (wie Anm. 1), S. 126 mit Anm. 12 zieht den ebenfalls treffenden Vergleich vom Lether Gutshaus zur in Fachwerk aufgestockten Wasserburg Hopfen bei Lohne.
- ²⁶ s. oben Anm. 8.
- ²⁷ Thieme-Becker, Band 8, S. 452 s. v. David, G.F.F. (Raspe); Gilly 1980 (wie Anm. 9), S. 25-32, 37 und nicht sicher von G.F.F. David S. 20-21; Gilly 1981 (wie Anm. 9), S. 18-20, Nr. 24-25, 29-34, 36-37 und nicht sicher von G.F.F. David S. 19f., Nr. 38-42; Eckhardt/Elerd/Gäßler (wie Anm. 8), S. 92-105, Nr. 40-46.
- ²⁸ Thieme-Becker, Band 8, S. 452 s. v. David, G.F.F. (Raspe); Stadtkirche Jever: Gilly 1980 (wie Anm. 9), S. 36; Gilly 1981 (wie Anm. 9), S. 19, Nr. 35.
- ²⁹ Stadtmuseum Oldenburg XIX/B/n2878/115: Gilly 1980 (wie Anm. 9), S. 33 (mit Abb.); Gilly 1981 (wie Anm. 9), S. 18, Nr. 28; erwähnt in Thieme-Becker (wie Anm. 8) als zugehörig zur Großherzoglichen Handzeichnungssammlung. Die Zeichnung ist rückwärtig mit Bleistift beschriftet: „In diesem Hause wohnte die Amme von Wilhelm Katharina Tobe auf Gut Lethe“ (vgl. Gilly 1980 [wie Anm. 9], S. 33 zur dort wohnenden Familie Tobe) und daneben „Gut Lethe b/Ahlhorn. An der Chaussee von Ahlhorn nach Kloppenburg, links“. Zu Wirtschaftsgebäuden und Heuerlingshäusern im Bereich von Gutsanlagen s. Düselder 2004 (wie Anm. 11), S. 43 mit Abb. 11 mit Hinweis auf Gut Lethe.
- ³⁰ Thieme-Becker (wie Anm. 8) nennt unter den Arbeiten G.F.F. Davids die drei Aquarelle als zugehörig zur Großherzoglichen Handzeichnungssammlung.
- ³¹ Vgl. Herbert Kurz, Theodor Presuhn der Ältere (1810-1877). Bühnenprospekte, Landschaftsbilder, Veduten, Interieurs, Katalog zur Ausstellung im Marmorsaal des Oldenburger Schlosses 26. Juli bis 27. September 1998, Oldenburg 1998, S. 16; Michael Reinbold, Wohnen im Oldenburger Schloss um 1850. Der Theatermaler Theodor Presuhn (1810-1877) und seine „Zimmerbilder“, in: Margarethe Pauly, Friederike von Washington Herzogin von Oldenburg (1820-1891) und ihre Familie. Eine Spurensuche in der Steiermark, Oldenburg 2008, S. 87-114, hier S. 88f.; ders., Willkommen und Abschied. Zimmerbilder und Veduten von Theodor Presuhn d.Ä. (1810-1877), Kataloge des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Band 31, Oldenburg 2010, S. 23, 26.

Das Oldenburger Münsterland im Wandel



**OLDENBURGER
MÜNSTERLAND**



Peter Beutgen

FrISCHE Ideen vom Land

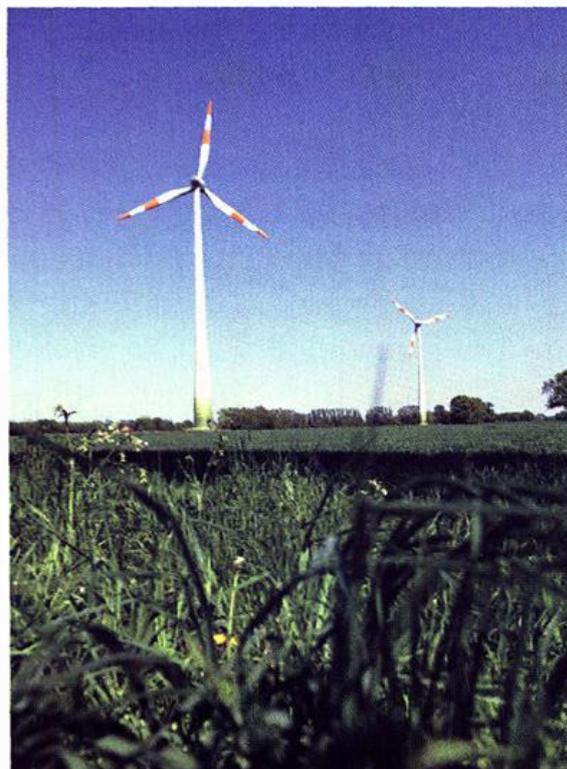
Fünf Reportagen aus der Gemeinde Bakum

Ob Wende hin zu erneuerbaren Energien, Konzepte zur Vermarktung regionaler landwirtschaftlicher Produkte oder sogar Spitzenleistungen in Forschung und Entwicklung: Nachhaltiges Denken fordert und fördert das Leben in ländlichen Regionen. In diesem Beitrag werfen wir deshalb in fünf Reportagen einen Blick auf Beispiele aus der Gemeinde Bakum, die illustrieren, mit wie viel Innovationskraft der ländliche Raum frISCHE Ideen in die dicht besiedelte Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft Europas einbringt und damit eindrucksvoll belegt: Nachhaltigkeit ist ein Kind vom Dorf. Die Beiträge ersetzen nicht die Debatte um die Zukunft des ländlichen Raums und wollen noch weniger als Positionierung des Heimatbundes in der Diskussion um Biogasanlagen, Windkraft, Solarparks und Veredelungswirtschaft missverstanden werden. Sie sollen vielmehr zur Debatte über eben diese Themen anregen, die das Leben der heutigen und der kommenden Generationen in unserer Heimat bestimmen. Deshalb sind die Beiträge nicht wie der andere Lesestoff im Jahrbuch als fundierte Fachaufsätze formuliert, sondern als leicht lesbare Essays mitten aus dem Leben im Oldenburger Münsterland.

Partner der Energiewende kommen vom Land

Rauchende Schornsteine und Wasserdampf speiende Kühltürme vor industrieller Kulisse: Sie galten lange als Symbole von Fortschritt und Wohlstand. Das ändert sich nun. Mit dem Abschied von der Atomkraft und der Wende hin zu erneuerbaren Energien verlieren zentrale Kraftwerke an Bedeutung. Die Energieerzeugung wandert in die Fläche – sie wandert aufs Land. Solarparks, Biogasanlagen und Windräder zeugen von den Chancen und Risiken der Energiewende für den ländlichen Raum.

Wenn Ludwig Kohlen von „virtuellen Kraftwerken“ spricht, dann wird er mit wenigen Kugelschreiberstrichen auf einem weißen Blatt Papier schnell konkret. „Nehmen wir an, hier oben in der Nordsee stehen Offshore-Windparks“, erläutert der Leiter der EWE-Geschäftsregion



*Abb. 1: Windräder im Oldenburger
Münsterland: weiterhin sichtbare
Zeichen der Energiewende
Foto: Kai Schenk*

Cloppenburg/Emsland und strichelt ein paar Kreuze ins Weiße, „dann wird der Strom zwar auf See produziert, aber weiter südlich gebraucht.“ Ein Strich markiert die Küstenlinie, eine senkrechte Linie die Leitung ins Binnenland. Und dann verästeln sich die Striche immer weiter. Dem Betrachter wird auf einen Blick klar: Ökostrom allein garantiert keine Versorgung, sondern nur die intelligente Vernetzung und Verschaltung bis hin zu den Verbrauchern. Flauten müssen überbrückt und Spitzen gespeichert werden, damit Elektrizität zuverlässig immer und überall verfügbar ist. „Schon heute vernetzen wir 42.000 kleinere Einspeiser im Raum Weser-Ems“, erläutert Kohnen die grundlegende Veränderung der Versorgungsstruktur, „diese dezentralen Quellen müssen wir als Versorger in Zukunft in virtuellen Kraftwerken abbilden. Das können wir von der EWE recht gut, aber wir brauchen Partner auf dem Land.“

Die Partnerschaften für morgen werden schon heute geschlossen. Der Nordkreis Vechta gilt als Vorreiter der Entwicklung. Im Herbst 2011 haben die Kommunen Visbek, Goldenstedt, Bakum, Lohne, Vechta und Dinklage einen gemeinsamen Konzessionsvertrag mit der EWE unterzeichnet, dabei gleich eine Kommunale Anstalt Öffentlichen Rechts (KAÖR) gegründet und damit die Zusammenarbeit über Gemeinde-

grenzen hinweg in eine Institution gegossen. Der Vertrag zwischen öffentlicher Hand und EWE beinhaltet nicht nur das „Wegerecht“ des Netzbetreibers auf 20 Jahre hin, sondern setzt auch Impulse für die langfristige Zusammenarbeit im Bereich erneuerbarer Energien. Dazu wurde eigens die EERV GmbH gegründet. Die ersten vier Buchstaben stehen für „Erneuerbare Energien im Raum Vechta“.

„Die Gesellschaft soll in erster Linie als Ideenschmiede dienen, um die Energiewende vor Ort in die richtigen Bahnen zu lenken“, erläutert Bakums Bürgermeister Hans Lehmann. Die EERV soll sowohl lohnenswerte Investitionen aufdecken als auch Einsparpotentiale identifizieren. Die von der Politik forcierte Wende in der Energiepolitik darf nämlich nicht zu Wildwuchs im Bereich Biogas, Windenergie und Photovoltaik führen. In diesem Punkt sind sich die Bürgermeister des

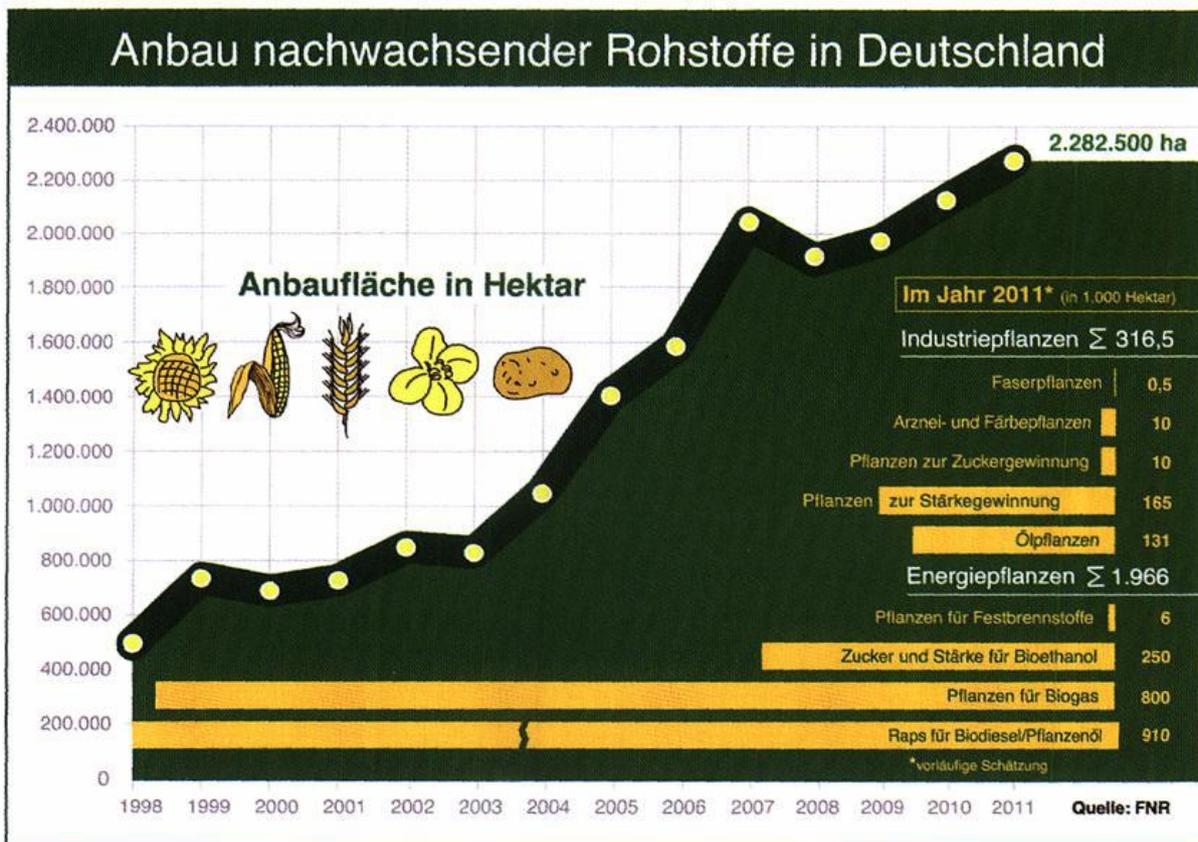


Abb. 2: Entwicklung des Anbaus nachwachsender Rohstoffe: steiler Anstieg seit 2003
Quelle: Fachagentur Nachwachsende Rohstoffe e.V.

Verbundes und die EWE absolut einig. Interessen müssen austariert werden: Es geht um nachhaltige Konzepte, mit denen alle auf dem

Land gut leben können und die Versorgungssicherheit langfristig gewährleistet wird.

„Letztlich geht es uns auch um Mitbestimmung“, gibt Hans Lehmann offen und ehrlich zu, „und natürlich darum, Wertschöpfung vor Ort zu generieren.“ Von der Dezentralisierung der Energieversorgung sollen seiner Ansicht nach nicht nur anonyme Investoren profitieren, sondern die Menschen im ländlichen Raum. Also genau dort, wo grüne Energie produziert wird. Ideen gibt es reichlich. Sie reichen auf der technischen Seite von Biogasanlagen mit Nahwärmekonzepten, von denen in Bakum bereits fünf erfolgreich arbeiten, bis hin zu High-Tech-Anlagen, die überschüssige Stromspitzen für die Herstellung von synthetischem Bio-Erdgas nutzen. Gebundene Energie kennt viele Formen.

Auch auf der Einsparseite mangelt es nicht an Fantasie: Mit Kilowattstunden, die nachts nicht abgefragt werden, könnten die vielen Kühlhäuser in der Veredelungs-Region Südoldenburg in den Nachtstunden so herunter gekühlt werden, dass sie tagsüber weit weniger Strom verbrauchen. Nur wenige Beispiele für viele verschiedene Konzepte, die vor allem eins gemeinsam haben: Sie erfordern eine intelligente Vernetzung, viel Datenaustausch und eine genaue Kenntnis von den Bedingungen vor Ort. „Als Energieversorger und Anbieter von Telekommunikation sind wir als EWE da gut aufgestellt“, meint Ludwig Kohnen, „aber was den dritten Punkt angeht, sind wir vor allem auf die reibungslose und tatkräftige Mitarbeit der Entscheider auf dem Land angewiesen.“

Genau an diesem Punkt treffen sich also die Interessen von Bundespolitik, Energiewirtschaft und Kommunen im ländlichen Raum: die Energiewende, das Energiegeschäft und die dezentrale Generierung neuer, regenerativer Energiequellen. Der Landkreis Vechta mit der EERV und der gemeindeübergreifenden Energiepolitik ist da, so formuliert es Ludwig Kohnen, ein Versuchsfeld mit vorbildlichen Perspektiven: „Was wir hier erfahren, lernen und gemeinsam auf die Beine stellen, kann einen wichtigen Beitrag zum Gelingen der Energiewende leisten.“

Schön, gut und ökologisch korrekt, aber eins ist wichtig: „Wir müssen die Bürger vor Ort mitnehmen“, ergänzt Bürgermeister Hans Lehmann. Und er weiß die Entscheidungsträger im Energieverbund der sechs Kommunen des Landkreises auf seiner Seite. Mitdenken und Mitfühlen, so die Erfahrung aus seiner Gemeinde, die schon heute mehr Energie herstellt als sie verbraucht, gelingt wohl am besten, wenn

die Menschen vor Ort sowohl an den Entscheidungen als auch an den neuen Geschäftsmodellen beteiligt werden.

Wolkenkuckucksheim lässt grüßen? Weit gefehlt. Zurzeit gibt es Überlegungen, Windparks im Oldenburger Münsterland zu errichten, an dessen Ertrag die Bürger über eine lokale Energiegenossenschaft teilhaben können. Flächennutzungspläne gehen in einigen Kommunen unter diesem Aspekt auf die Reise durch die Gremien. Dass diese Modelle funktionieren, ist Fakt. Allein 50 Energiegenossenschaften gibt es derzeit in Weser-Ems. Und die Gemeinden Bakum und Visbek liefern bereits ein vielversprechendes Beispiel dafür, dass neue Beteiligungsmodelle auch im Landkreis Vechta gelingen können.

„Auf, Genossen, zur Sonne!“

Genossen konnte man in Süddoldenburg lange mit der Lupe suchen. Die Kreise Vechta und Cloppenburg galten als „schwarzes Revier“: Alles fest in konservativer Hand. Doch weil der Begriff nicht allein für Sozialdemokratie steht, sondern im geschäftlichen Bereich für Mitbestimmung und Teilhabe, nimmt die Zahl der „Genossen“ vor allem im Nordkreis Vechta rapide zu. Mit Energie.

Franz Kellermann spricht Platt aus Leidenschaft und Überzeugung. „Auf Hochdeutsch unterstellen mir die Leute vor Ort keine guten Absichten“, scherzt Kellermann, der die Volksbank Bakum nach streng genossenschaftlichem Usus paritätisch mit Hermann Bohmann in einer Doppelspitze leitet. Vor drei Jahren haben sie gemeinsam mit Kollegen von der Volksbank Visbek etwas auf die Beine gestellt, was in vielen Ohren dieser Region geradezu unerhört klingt: Sie haben eine Genossenschaft gegründet, die weder mit Futter, noch mit Düngemitteln oder Erntemaschinen zu tun hat, sondern mit grüner Energie.

Die Idee kam aus dem Amt. Die Bürgermeister von Visbek und Bakum hatten entdeckt, wie viel Potential auf den Dächern der öffentlichen Gebäude schlummert. Potential in Kilowatt. Doch die Anschubkosten für Kollektoren, die Sonnenlicht in Strom umwandeln, erschienen ihnen recht hoch und schwer im Haushalt verbuchbar. Ihre Idee klingt erst einmal dreist: Sollen doch Bürger für die Kosten aufkommen. Freiwillig. So kommt das Geld schneller zusammen und mittelfristig könnte ja auch etwas dabei herunkommen. Bares zum Beispiel.

Die Idee: Wenn genügend Genossen Anteilsscheine erwerben, kommt Geld zusammen, mit dem Photovoltaikanlagen auf öffentlichen Ge-



Abb. 3: Gemeinsam für die Energiewende und im Austausch über die Solar-Genossenschaft Visbek-Bakum (von links): Ludwig Kobnen (EWE-Gebietsleiter der Geschäftsregion Cloppenburg/Emsland), Hans Lehmann (Bürgermeister der Gemeinde Bakum) und Franz Kellermann (Volksbank Bakum)

Foto: Kai Schenk

bäuden errichtet werden. Die Kommunen erhalten von Anfang an drei Prozent der Einspeisevergütung als „Pacht“ für die Dächer, der Rest fließt in die Kasse der Genossenschaft. Die Kommunen kassieren direkt, aber die Genossen müssen noch auf Dividende warten, bis die Anschubkosten verdaut sind. Dann winken – vielleicht, wenn alles gut geht – drei bis sieben Prozent pro Jahr. Nicht wenige stellten die Gretchenfrage: Ist das nicht etwas zu viel „wenn“ und „aber“, um einen gut gefüllten Kapitalpool zu bilden?

„Ich war selbst sehr erstaunt, als unser Konferenzraum zum Bersten voll war“, erinnert sich Franz Kellermann an die Gründungsversammlung, zu der er gemeinsam mit seinen Kollegen von der Volksbank Visbek, Walter Tönnies und Gerd Bahlmann, im Oktober 2009 geladen hatte. „Wir hatten vorab zwei Informations-Veranstaltungen gemacht, aber man weiß ja nie, wie viele Kunden man von etwas Neuem überzeugen kann“, berichtet er, und sein Kollege der Geschäftsführung, Hermann Bohmann, kann sich angesichts der Bilder in seinem Kopf ein Lächeln nicht verkneifen: Bereits in dieser ersten Versammlung wurde die Genossenschaft geründet, wurden einvernehmlich ehrenamtliche Vorstände und Aufsichtsräte gewählt und eine Satzung verab-

schiedet. Und dann wurde auch noch gezeichnet. Mehr als 100 Anteile à 1000 Euro zeichneten die 49 Gründungsmitglieder aus Visbek und Bakum am gleichen Abend.

Was dieser denkwürdigen Versammlung folgte, war ein wahrer „Run“ auf die lokalen Anteilsscheine. Um eine gesunde Streuung der Anteile zu gewährleisten, dürfen einzelne Mitglieder nicht mehr als zehn Anteile zeichnen. Und sie müssen aus den beiden Nordkreisgemeinden kommen, damit sowohl Risiko als auch Profit aus dem Ökostromprojekt vor Ort bleiben. Über sechs Millionen Euro wurden bis Mitte 2012 bereits verbaut. Silber schimmern die Voltaikanlagen von den Dächern von Turnhallen, Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden. Die Anteilseigner haben ihr Kapital so tagtäglich im Blick, materialisiert in bislang 15 Projekten. Sogar auf dem Sonnenhof in Deindrup und auf der neuen Mensa der Uni Vechta pflücken Kollektoren Kilowatt aus dem Himmel, die rechtlich der Genossenschaft aus dem Nordkreis gehören. Anfragen von Projektgesellschaften in der weiteren Umgebung liegen vor, werden aber von Aufsichtsrat und Vorstand kritisch geprüft: Die Leute hier sollen sehen, was mit ihrem Geld geschieht, konkret und nicht abstrakt.



Abb. 4: Die Grundschule in Bakum, eines von mehreren öffentlichen Gebäuden mit Solaranlagen der Solar-Genossenschaft Visbek-Bakum

Foto: Kai Schenk

„Wir sind mit unserer Bilanz die wohl größte Bürger-Energiegenossenschaft im norddeutschen Raum“, berichtet Franz Kellermann nicht ohne Stolz. Zwar habe das Engagement zu Beginn viel Zeit der Volksbank-Vorstände gefressen, die sich ehrenamtlich in den Aufsichtsgremien der Energie-Genossenschaft engagieren. Aber das habe sich gelohnt, meint Kellermann. „In einer Genossenschaft entscheidet nicht das Kapital, sondern der Mensch“, erläutert er, „wenn dieser urgenossenschaftliche Gedanke eine so hohe Akzeptanz findet, ist das gut für alle, die hier leben.“ Das gilt auch durch einen weiteren Aspekt: Der Pächtertrag, den die Gemeinden Visbek und Bakum aus dem Projekt ziehen, soll vor allem in soziale Projekte fließen, die das Gemeinwesen auf dem Land stärken.

In diesem Sinne unterstützt auch das aktuelle Energiekonzept des Landes Niedersachsen vom Juni 2011 – eine Grundsatzschrift von immerhin 186 Seiten – die Gründung von lokalen Kommanditgesellschaften und Genossenschaften mit dem Zweck, Investitionen in erneuerbare Energie zu ermöglichen. Dort heißt es bereits auf Seite 15 unmissverständlich, dass die Erträge von neuen Wertschöpfungsketten in den Regionen verbleiben sollen, wo sie abgewickelt werden. „Bitte schön, gern geschehen“, heißt es dazu aus dem Nordkreis Vechta: Die erste Dividende wird wahrscheinlich 2014 für das Kalenderjahr 2013 ausgeschüttet. Und das Prinzip macht Schule: In den vergangenen Jahren wurden in der Region Weser-Ems rund 50 neue Energiegenossenschaften gegründet.

Blühende Zukunft durch Vielfalt auf dem Acker

Silphie macht Träume wahr. Der bis zu drei Meter hohe Korbblütler mit den hübschen gelben Blüten liefert Biogasanlagen tüchtig Energie. Und „Silphium perfoliatum“, wie der korrekte botanische Name lautet, kann jahrelang ohne Nachpflanzung abgeerntet werden, wirkt mit seinen tiefen Wurzeln der Erosion entgegen und wertet stark beanspruchte Böden auf. Damit beflügelt der blühende Alleskönner sowohl die Träume von Agrarökologen wie Dr. Hans-Jörg Brauckmann von der Uni Osnabrück als auch die Geschäftsideen des Agrar-Unternehmers Kunibert Ruhe. In Lüsche stricken sie gemeinsam an nachhaltigen Konzepten für die Energieversorgung der Zukunft mit Biogas. Der kleine pittoreske Glockenturm im rechten Gebäudeflügel der Ruhe Agrar AG in Lüsche dient einem recht profanen Zweck: Er versteckt

die Abluftrohre des modernen Labors darunter. In dem mit altem Klinker verkleideten Seitenarm des ländlichen Anwesens, von dem aus die Firma von Kunibert Ruhe am Ortsrand von Lüsche verwaltet wird, untersuchen Forscher der Uni Osnabrück Bodenproben, Pflanzenfasern und Gärprozesse. Der Neubau mit seinem traditionellen Klinkergewand außen und modernster Technik innen verbindet damit sehr anschaulich ländliche Tradition und Forschung für das 21. Jahrhundert: Die Umstellung der Energieversorgung auf nachhaltige, regenerative Ressourcen ist ohne den ländlichen Raum nicht denkbar.

„Unser gemeinsames Ziel heißt Nachhaltigkeit“, bringt es Dr. Hans-Jörg Brauckmann auf den Punkt. Kunibert Ruhe nickt zustimmend. Der Biogas-Sektor, das wissen beide, ergänzt die erneuerbaren Energiequellen Sonne und Wind um einen entscheidenden Faktor: Biogasanlagen erzeugen auch dann Strom und Wärme, wenn keine Sonne scheint und kein Lüftchen weht. Außerdem lassen sich Gärsubstrate gut lagern, und die Kraftwerke können sogar alltagstaugliches Bio-Erdgas (Biomethan) liefern und damit Energie speichern und transportieren. In den Worten der großen Energieversorger klingt das so: Biogas ist grundlasttauglich. Die Branche kann speicherbare Energie nach Bedarf produzieren und hat das Potential, Schwankungen der anderen regenerativen Energieträger auszugleichen – völlig CO₂-neutral.

Ein faszinierender Gedanke, der viele Probleme der Energiewende auf einen Schlag lösen würde. Agrarökologe Dr. Brauckmann hat deshalb überhaupt kein Problem damit, unter dem Dach eines florierenden Agrarunternehmers Forschung zu betreiben. Hier erhält der Experte für Bodenökologie und BiogASForschung vieles von dem, was er für seine akademische Arbeit braucht: Räume, Sachmittel, Saatgut und vor allem Flächen, um an Energiepflanzen zu forschen. Rund 400 Hektar stellt die Ruhe Agrar AG den Forschern derzeit an vier Standorten zur Verfügung. Damit können angehende Wissenschaftler säen, ernten und analysieren sowie zugleich wichtige Impulse aus der Praxis gewinnen. Ihre Erkenntnisse und Publikationen sorgen schon heute in der Fachwelt europaweit für Aufsehen. Und der Agrarunternehmer strickt derweil an neuen Geschäftsmodellen, bevor die Forschungsergebnisse den Alltag und damit die Konkurrenz erreichen. Kunibert Ruhe schildert seinen Gewinn aus der Partnerschaft mit der Spitzenforschung so: „Wir sind in diesem Sinne dem Markt immer gut zwei Jahre voraus.“



Abb. 5: Einmal aufwendig per Hand gepflanzt: der mehrjährige Korbblütler „Silphium perfoliatum“.
Foto: Rube Agrar

Es ist Spitzenforschung mit Ackerkrume unter den Fingernägeln. Dr. Hans-Jörg Brauckmann könnte mit seinem grauen Bart, seiner beigen Cargo-Hose und der Outdoor-Weste locker als Gruppenleiter eines Pfadfinderstammes durchgehen. An der Schnittstelle zwischen Landwirtschaft, Forschung und Politik stehen Unternehmer und Forscher am sichersten direkt an der Furche: Ihre gemeinsamen Erkenntnisse zeigen dann nicht nur, was theoretisch denkbar, sondern auch was ganz praktisch machbar ist. Was in Lüsche bereits jahrelange Praxis ist, wird vom deutschen Biogasrat – einer Fachvereinigung aus Berlin, die Politiker in allen Fragen rund um den Sektor informiert und berät – wortwörtlich gefordert: „Kooperationsmodelle sind eine Möglichkeit, Risiken zu minimieren und das Wissen verschiedener Akteure wie Landwirte, Projektentwickler und Energieversorger erfolgreich zu bündeln. Sie sollten gefördert werden.“

Dazu riskiert Kunibert Ruhe, Agrarunternehmer und Biogas-Pionier aus dem Landkreis Vechta, einiges. Vor allem in finanzieller Hinsicht. „Sicherlich sind die Investitionskosten nicht von Pappe“, sagt er, „aber ich glaube an die Potenziale nachwachsender Rohstoffe. Sie sind die Zukunft.“ Und bislang wurde Ruhe, der in den nordöstlichen

neuen Bundesländern große Flächen bewirtschaftet, selten enttäuscht. Ein Beispiel gefällig? Dr. Brauckmann und seine Mitarbeiter haben untersucht, wann und wo in der Maispflanze die meiste verwertbare Energie zu finden ist. „Wir haben festgestellt, dass gut 20 Prozent der Energie von Mais in den unteren 50 Zentimetern der Pflanze steckt“, berichtet Dr. Hans-Jörg Brauckman, der wie Ruhe von dem Ergebnis überrascht war. Doch die Forschungsergebnisse waren eindeutig. Also lässt die Ruhe Agrar AG Erntemaschinen herstellen, die den Mais für Biogasanlagen tiefer abschneiden. Mit diesem Kniff lassen sich von der gleichen Fläche gut zehn Prozent mehr Kilowattstunden ernten. Die Investition rechnet sich.

Kunibert Ruhe hat ein nüchternes Bild von der modernen Landwirtschaft. Er sieht sie als „knallharten Wettbewerb mit industriellem Ausmaß“. Doch so unromantisch das klingt: Ruhe ist Agrarunternehmer aus Leidenschaft. Er lebt die Überzeugung, dass Energiepflanzen einen wichtigen Beitrag, vielleicht sogar den wichtigsten Beitrag zur Gestaltung einer tragfähigen Zukunft leisten. Wo andere Probleme sehen, entdeckt er Potenziale. Und die stecken zum einen in der Energieernte pro Hektar und zum anderen in der effektiven „Fütterung“ der Biogasanlagen sowie den technischen Feinheiten, die den Wir-



Abb. 6: Silphien erreichen eine beeindruckende Größe.

Foto: Ruhe Agrar

kungsgrad der Anlagen erhöhen. Die Ruhe Agrar AG bildet mit ihren Betrieben die gesamte Wertschöpfungskette der Biogasproduktion ab, von der Auswahl der Energiepflanze über Ernte, Silierung, Vergärung, Biogasherstellung und Verstromung. Ein Vorteil. Denn in allen Teilbereichen gibt es „Stellschrauben“, deren Einstellungen sich auf Effizienz und Wirkungsgrad der ökologischen Stromherstellung auswirken. Bereits seit einigen Jahren beschickt Kunibert Ruhe seine Biogasanlagen nicht mehr mit Gülle und Wertstoffen, die in der Industrieproduktion anfallen. Die Kilowatt wachsen allein auf dem Acker. Größtenteils landen heute noch Mais und Rüben, zum Teil aber schon Dauerpflanzen wie die Silphie in den Gärkesseln. Ständig wird an neuen Mischungen der Gärsubstrate gearbeitet. Aus gutem Grund. Denn die Zusammensetzung des grünen „Treibstoffes“ hat enorme Auswirkungen auf den Ertrag an Strom und Wärme. Ruhe setzt auf Vielfalt. So landen derzeit immer neue Mischungen in den Kesseln, darunter auch Wildpflanzen, Schilfgehölze und Malvengewächse. Der Wirkungsgrad der Mixturen, so weiß man aus anderen Versuchsreihen, ist oft höher als der der sortenreinen Gärsubstrate. Mit dieser Erkenntnis ist eine weitere Hoffnung verbunden: Durch die Kombination mit Blühstreifen, mehrgliedriger Fruchtfolge und Wildpflanzen wird die Energiepflanzenerzeugung zu einer echten Bereicherung für Fauna



Abb. 7: Noch ist Mais der wichtigste Energielieferant für Biogasanlagen, aber alternative Pflanzen werden bereits erprobt.

Foto: Ruhe Agrar

und Flora. Da sich die Vielfalt rechnet, dürfte der Vorwurf, die Biogas-Branche Sorge für schädliche Monokulturen, bald aus den Köpfen der Kritiker verschwinden.

Seinen Ehrgeiz kann Ruhe dabei recht griffig in Zahlen ausdrücken: „Innerhalb von 15 Jahren wollen wir den Input für eine Kilowattstunde im Vergleich zu den Kennzahlen aus 2005 halbieren.“ Mit anderen Worten: Mit immer weniger Biomasse soll immer mehr Energie geerntet werden. Das senkt die Kosten, entspannt die Flächenkonkurrenz zwischen „Tank und Teller“ und erhöht den Spielraum für kommende Generationen. Vor allem aber spielt der Faktor Zeit eine große Rolle: Die Energiewende bis 2020 kann nur gelingen, wenn komplexe, grundlasttaugliche Lösungen gefunden werden, die Versorgungssicherheit in modernen Industriegesellschaften sicherzustellen. Wenn der Biogas-Sektor überzeugende Konzepte entwickelt, werden dafür deutlich weniger Kohlekraftwerke nötig. Das ist gut für die CO₂-Bilanz, die Umwelt und natürlich für die Landwirtschaft, die zu einem Grundpfeiler der regenerativen Energieversorgung wächst.

Diese Ziele präsentieren sich weitgehend deckungsgleich mit dem Ehrgeiz der Agrarökologen, die nach robusten und effektiven Pflanzen suchen, die in vielen verschiedenen Anbauregionen und Klimazonen eingesetzt werden können. Sowohl Dr. Brauckmann als auch Ruhe wissen beispielsweise um die enormen Flächenpotenziale im Osten, zwischen Polen und dem Ural: Schätzungsweise 35 Millionen Hektar Acker werden dort derzeit kaum oder gar nicht bewirtschaftet. Das entspricht gut der dreifachen Fläche, die in Gesamtdeutschland derzeit bewirtschaftet wird, einschließlich der Wälder. Für Biogasexperten schlummert im Osten grüne Energie wie schwarzes Gold unter der arabischen Halbinsel. Die Herausforderung besteht darin, alternative Energiekonzepte zu entwerfen, die den ländlichen Raum auf Generationen gesehen nachhaltig entwickeln und zugleich modernen Gesellschaften Energiesicherheit schenken. Genau daran arbeiten Wissenschaft und Wirtschaft in Lüsche Hand in Hand.

Kennen gelernt haben sich der Forscher Brauckmann und der Unternehmer Ruhe am Rande eines Studienprojekts bei der EnviTec-Biogas AG, dessen technischer Vorstand Ruhe bis vor einigen Jahren war. Sie kamen ins Gespräch und waren sich schnell einig darüber, welches Potenzial in der energetischen Verwertung von Pflanzen schlummert. Das kleine Lüsche mit seinen rund 950 Einwohnern gewinnt seitdem

– was Wissen und Technik angeht – eine immer größere Bedeutung für den Biogassektor europaweit. Vor allem weil Kunibert Ruhe, der sich selbst als „Biogas-Fan der ersten Stunde“ bezeichnet, sehr zielgerichtet daran arbeitet, frisches Wissen früher als andere in tragfähige Konzepte zu gießen. Seine Biogasanlagen in der Nordkreisgemeinde Bakum erzeugen beispielsweise nicht nur Strom. Auch die Abwärme wird fleißig genutzt.

Nicht nur in öffentlichen Gebäuden wie Schulen und Sporthallen fließt Wärme aus nachwachsenden Rohstoffen: In vielen Neubaugebieten der Flächengemeinde Bakum können Häuslebauer heute auf den Einbau einer Heizung verzichten. Die Ruhe Agrar AG hat längst nachgewiesen, dass sich Nahwärmenetze auch in ländlichen Regionen lohnen. Bereits über zwölf Kilometer Leitungen wurden unter die Erde gebracht. Dass ein Vierpersonenhaushalt derzeit dabei rund 1000 Euro Energiekosten pro Jahr einspart, kommentiert Kunibert Ruhe, der an der Vermarktung der Abwärme ebenfalls gut verdient, ganz sachlich: „So halten wir Kaufkraft auf dem Land, da haben alle etwas davon.“ Dieser Fokus auf „Win-Win“ und langfristige Konzepte zeigt sich auch in einem weiteren Detail: Bei den Erdarbeiten achten sie heute darauf, einen zusätzlichen Kabelkanal einzuziehen, falls in Zukunft intelligentere Regeltechnik neu vernetzt werden muss. Das Datenkabel wird jetzt dafür genutzt, Breitband-Internet in den letzten Winkel der Landgemeinde zu bringen. Die Folge: Wo sich Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagen, lässt sich heute bereits schneller surfen als in vielen Stadtteilen von Städten wie Bremen und Oldenburg. Und der nächste Schritt ist bereits gemacht: Die Ruhe Medien GmbH entwickelt bereits Strategien, wie Unternehmen im Landkreis Vechta von der Glasfasertechnik profitieren können und damit ihren Standort stärken. Das Agrarunternehmen erschließt sich damit nicht nur ein zukunftssicheres Geschäftsfeld, sondern stärkt den „Standort ländliche Region“ insgesamt. Welch eine Parallele zum Biogas-Geschäft, von dem nicht nur wenige Konzerne sondern auch die Landbevölkerung profitieren soll. Dieser Gedanke ist fester Bestandteil des Leitbildes von Agrarunternehmer Kunibert Ruhe: „Es geht neben unserem Beitrag zur Energiewende vor allem darum, Zusatznutzen für die Menschen vor Ort zu schaffen.“ Nur wenn die Menschen auf dem Land greifbaren Nutzen haben, werden sie die notwendigen Schritte mitgehen und zu verlässlichen Partnern der Energiewende.

Forschungsstelle »Nachhaltige Biogaserzeugung«:

Kompetenzen laufen in Lüsche zusammen

In der interdisziplinären Forschungsstelle „Nachhaltige Biogaserzeugung“ der Universität Osnabrück werden die Kompetenzen im Bereich der „Erneuerbaren Energien“ gebündelt. Drei Arbeitsgruppen aus dem Institut für Geographie (Fachbereich Kultur- und Geowissenschaften) sowie aus dem Institut für Geoinformatik und Fernerkundung (Fachbereich Mathematik/Informatik) haben im Frühjahr 2011 die Forschungsstelle gegründet. Die beteiligten Partner bearbeiten wissenschaftliche Projekte zu agrarökologischen, wirtschaftsgeographischen und raumplanerischen Aspekten der Biogaserzeugung.

Die agrarökologische Arbeitsgruppe von Frau Prof. Dr. Gabriele Broll ist in Lüsche mit einer Außenstelle der Forschungsstelle „Nachhaltige Biogaserzeugung“ vertreten. Hier werden die agrarökologischen Projekte zur optimierten Biogaserzeugung in enger Verzahnung mit den Praxispartnern der Forschungsstelle, der Ruhe Agrar GmbH, durchgeführt. In dem Lüscher Labor können Untersuchungen von Substraten zur Biogaserzeugung, zur Silagestabilität und zur Biogasausbeute durchgeführt werden. Die Forschung hat das Ziel, eine effiziente und nachhaltige Biogaserzeugung zu entwickeln.

Ein Schwerpunkt liegt in der optimierten Energiepflanzenproduktion zur Biogaserzeugung. Auf den landwirtschaftlichen Betrieben der „Ruhe Agrar“ werden von Mitarbeitern der Forschungsstelle „Nachhaltige Biogaserzeugung“ Projekte dazu durchgeführt. Aktuell werden in einem vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV) über dessen Projektträger, die Fachagentur Nachwachsende Rohstoffe (FNR), geförderten Projekt neue Kulturen zur Biogaserzeugung untersucht. Es wurden 400 Hektar Versuchsflächen angelegt, um eine praxisnahe Bewertung von Ökonomie und Ökologie zu ermöglichen. Das Erntegut der neuen Kulturen zur Biogaserzeugung wird zur Ertragsbestimmung verwogen und analysiert und anschließend separat siliert. Die vier Biogasanlagen mit jeweils 2,6 MW elektrischer Leistung sind so ausgerüstet, dass die Silagen getrennt verwogen und dosiert werden können. Durch umfangreiche Messtechnik an den Biogasanlagen der „Ruhe Agrar“ können die Methan- ausbeuten der Silagen neuer Kulturen im Praxismaßstab erfasst werden.

Ein weiterer Schwerpunkt ist die Erschließung der energetischen und stofflichen Potenziale von Nebenprodukten der Tierhaltung durch innovative Verfahren. Nachdem bereits intensive Untersuchungen zur Separierung von Schweinegülle zur Erhöhung der Transportwürdigkeit und zur anschließenden Vergärung in Biogasanlagen erfolgt sind, beginnt gerade ein Folgeprojekt zur Behandlung von Rindergülle, das ebenfalls vom BMELV über den Projektträger Fachagentur Nachwachsende Rohstoffe gefördert wird.

Die Zusammenarbeit mit der „Ruhe Agrar“ ermöglicht es, neue Substrate oder Verfahren sowohl im Labor zur erarbeiten als auch in der Praxis zu erproben und wissenschaftlich auszuwerten. Dieser Schritt des „Upscalings“ vom Labor auf den Praxismaßstab eröffnet ein großes Potenzial, die Nachhaltigkeit der Biogaserzeugung weiter zu entwickeln.

Gesundheit von Tier und Mensch schützen: 20 Jahre Außenstelle für Epidemiologie in Bakum

„Die Außenstelle für Epidemiologie ist für die gesamte Region von großer Bedeutung. In den vergangenen zwanzig Jahren ist sie für die landwirtschaftlichen Betriebe genau wie für die Tierärzte vor Ort zu einem wichtigen Ansprechpartner für die Tiergesundheit geworden.“ Ein Zitat, das stolz macht. Es stammt von Dr. Josef Lange, Staatssekretär im Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur. Er überbrachte die Glückwünsche der Niedersächsischen Landesregierung zum 20-jährigen Bestehen der Außenstelle für Epidemiologie der Tierärztlichen Hochschule Hannover in Bakum in Herbst 2011.

Erstaunlich ist es schon, dass die Außenstelle einer Hannoveraner Hochschule in einem so kleinen Ort zu finden ist. Aber: „Der Standort hätte nicht besser gewählt werden können. Der Großraum Vechta hat eine der größten Nutztierdichten in Europa“, so Lange weiter. Er berichtete, dass er die Maul- und Klauenseuche in jungen Jahren selbst erlebt habe und um die verheerenden Auswirkungen wisse, die Tierseuchen auf eine Region haben können. „Die hier geleistete Arbeit hilft größere Schäden durch Krankheiten zu vermeiden und den Menschen zu schützen.“ Da die Landwirtschaft nach der Automobilindustrie der zweitgrößte Wirtschaftszweig in Niedersachsen ist, sei die Arbeit der Tierärztlichen Hochschule – kurz „TiHo“ genannt – von großer wissenschaftlicher, aber auch von großer wirtschaftlicher Bedeutung für Niedersachsen. „Die von der TiHo erbrachten Leistungen in Forschung und Lehre dienen nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Gesellschaft.“

Dr. Gerhard Greif, Präsident der TiHo, hob das Lehrkonzept der Außenstelle hervor: „Das Angebot unserer Bakumer Außenstelle für die Studierenden ist vorbildlich. Sie lernen den tierärztlichen Alltag in schweinehaltenden Betrieben vor Ort hautnah kennen. Hervorzuheben ist zudem die Rolle der Außenstelle in der Diagnostik und der Entwicklung von Strategien zur Erhaltung der Tiergesundheit. Sie leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Erzeugung sicherer und hochwertiger Lebensmittel.“

Professor Dr. Thomas Blaha, seit 1991 Leiter der Außenstelle, zeichnete während der Feierstunde zum Jubiläum die Entwicklung der Einrichtung nach. Auf den Tag genau vor 20 Jahren, am 11. Oktober

1991, sei die Außenstelle eingeweiht und der Schlüssel übergeben worden. Drei Professoren der TiHo haben sich damals für die Gründung der Außenstelle stark gemacht: Professor Dr. Dr. h. c. Wilhelm Bollwahn, Professor Dr. Dr. h. c. Helmut Meyer und Professor Dr. Dr. h. c. Otfried Siegmann. Während der Umbauarbeiten des ehemaligen Aussiedlerhofes sei dann besonders Professor Dr. Josef Kamphues, heute Leiter des Instituts für Tierernährung, eine treibende Kraft gewesen. Als die Arbeit in der Außenstelle aufgenommen wurde, seien sie zu dritt gewesen, berichtete Blaha weiter. Mit ihm gehörten Professorin Dr. Elisabeth große Beilage und Mechthild Busemann zu den Pionieren der Außenstelle. „Eine große Herausforderung für uns war die Zerstreung der – verständlichen – Bedenken der niedergelassenen Tierärzte“, berichtete Blaha. „Wir haben ihnen versprochen, dass wir niemals kurativ tätig sein werden.“

Als kurz darauf das Porcine Reproductive and Respiratory Syndrome (PRRS) und die Schweinepest in Süddoldenburg auftraten, gab es einen großen Beratungs- und Diagnostikbedarf. „Das war damals unser Türöffner“, sagte Professor Blaha. Professor Dr. Theodor Mantel, Präsident der Bundestierärztekammer, lobte in seinem Grußwort: „Mit der Außenstelle für Epidemiologie hat die TiHo vor 20 Jahren eine zukunftsorientierte Einrichtung geschaffen, die genau auf die Bedürfnisse der Landwirte und Tierärzte zugeschnitten ist. Sie ist ein hervorragendes Beispiel für das intensive Miteinander zwischen Tiermedizin und Landwirtschaft und beweist das Engagement der TiHo für die Ausbildung der Studierenden im Nutztierbereich.“ Die Außenstelle würde die Trias Forschung, Lehre und Dienstleistung hervorragend erfüllen und eine fundierte theoretische Ausbildung mit der Praxis vor Ort verknüpfen.

Aus Sicht der praktizierenden Tierärzte berichtete Dr. Andreas Wilms-Schulze Kump, Tierarzt in Visbek: „Alle Befürchtungen, die wir damals hatten, trafen nicht ein. Im Gegenteil, als PRRS und Schweinepest auftraten, haben wir gut zusammengearbeitet. Wir waren manchmal unterschiedlicher Meinung, aber ich muss sagen, Professor Blaha hat mit seiner Meinung doch öfter Recht gehabt, als man es erwartet hat.“ Er lobte die gute Zusammenarbeit mit der Außenstelle: „Nirgends liegen die Laborergebnisse so schnell vor wie in der Außenstelle für Epidemiologie.“ Wertvoll seien zudem die Beratungsgespräche. Es werde eben nicht nur die reine Labordiagnostik, sondern immer auch die fachliche

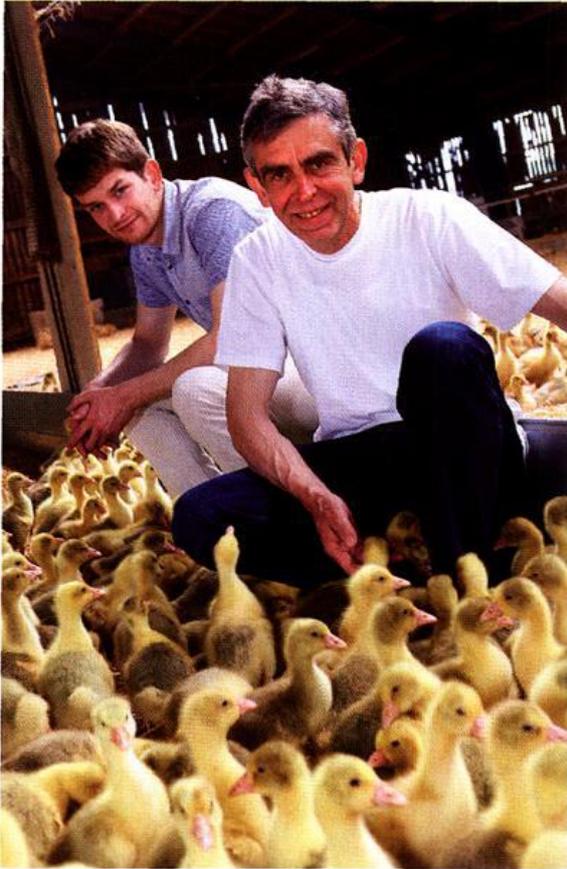
Bewertung der Befunde angeboten. Die Gemeinde Bakum hat sich von Beginn an für die Außenstelle eingesetzt. Hans Lehmann, Bürgermeister in Bakum, sagte: „Wir sind sehr froh, dass die Außenstelle für Epidemiologie seit 20 Jahren so erfolgreich in Bakum arbeitet. Sie ist aus unserer Region nicht mehr wegzudenken.“

Gänsemarsch auf Kö und Kuhdamm

Die Erwähnung des Ortsnamens „Bakum“ lässt Gourmets auf der Königsallee in Düsseldorf oder am Kurfürstendamm in Berlin aufhorchen. Denn auf der „Kö“ und im „KaDeWe“ genießen die „Gänse von den grünen Weiden Oldenburgs“ Kultstatus. Zu verdanken ist dies der Familie Claßen, die am Rande der Gemeinde Bakum seit rund 20 Jahren das edle Federvieh mit viel Feingefühl, Liebe und vor allem mit Zeit und Gelassenheit heranwachsen lässt.

Michael Claßen fühlt die Münzen noch in der Hand, mit denen er 1981 von der Brüterei Beverborg wieder in das rot geklinkerte Bauernhaus der Familie zurückkehrte und spürte: Mit Gänseeiern lässt sich wirklich Geld verdienen. Zehn Federtiere hielt die Familie damals „als Rasenmäher“ auf der Streuobstwiese vor dem Haus, und gegen den Vermehrungstrieb konnte die kleine Familie nicht mehr anessen. „Die haben Eier ohne Ende gelegt“, erinnert sich Vater Michael. Der Industriekaufmann aus Borken, der mit seiner Frau Aloysia wenige Jahre zuvor am Ortsrand von Bakum den Traum vom Leben auf dem Land verwirklicht hatte, war damals in der Erziehungszeit für den Sohn Johann-Michel und orientierte sich neu. Der Absatz der Wärmepumpen, die er von der idyllischen Hofstelle aus zuvor vertrieben hatte, lief nicht mehr so gut. Die Einnahmen stagnierten. Könnten grasende Gänse das ändern?

Sie konnten und sie können es noch heute. Im Jahr 2012 wird die Familie Claßen das erste Mal die ohnehin schon beeindruckende Marke von 10.000 Schlachtgänsen übertreffen. Im gut eingezäunten, mehrere Fußballfelder großen, teiloffenen Stallkomplex, der nur wenige Hundert Meter von der Hofstelle im Grünen liegt, wuseln im Frühsommer bereits Hunderte von Küken Vater und Sohn Claßen um die Beine herum. „Wullewulle, wullewulle, wullewulle“, singen Michael und Johann-Michel mit spitzen Lippen in den früh im Jahr noch spärlich gefüllten Stall, und die gelben Küken kommen aus allen Richtungen



*Abb. 8: Michael und
Johann-Michel Claßen
inmitten der noch kleinen
Gänsekücken
Foto: Kai Schenk*

in Horden auf sie zugerannt. „Ja, sie heißen offenbar alle gleich“, scherzt Michael Claßen, beugt sich herunter zu der tschilpenden Brut und beginnt allen Ernstes mit dem Nachwuchs zu reden: „Ja, was wollt ihr mir erzählen? Was habt ihr alles erlebt?“ Die bunte Schar piepst aufgeregt durcheinander.

„Gänse leben auch in der Natur in großen Verbänden“, erläutert Michael Claßen „wer ihnen viel Auslauf und gutes Futter bietet, viel Zeit und Zuwendung zukommen lässt, der wird großzügig belohnt.“ Die professionelle Gänsehaltung hat er sich „als Autodidakt“ selbst beigebracht. Und das Geschäftsmodell ist langsam gewachsen. Ein Meilenstein der Entwicklung war die Schlachtgenehmigung 1991. Den auf dem Hof befindlichen Schlachtbetrieb hat Michael Claßen zusammen mit seinem Sohn Johann-Michel, der mittlerweile in der Landwirtschaft gelernt hat und gerade sein Masterstudium als Wirtschaftsingenieur in der Lebensmittelbranche draufsattelt, mit viel Eigenarbeit an die steigenden Zahlen angepasst. Denn schon Mitte der 1990er-Jahre wurde ihnen klar, dass die Bakumer Weidemastgans durchaus einen Marktwert mit Perspektive hat. Die Herde wuchs und wuchs.



*Abb. 9: Ein nahezu freies Leben
auf einer ganz speziellen Weide:
Mastgänse im sommerlichen
Maisfeld beim Fressen
Foto: Claßen*

Erobert haben die Claßens diesen Markt selbst. Mit Geduld und Weitsicht. „Mir war klar, dass man hochwertige Produkte am besten dort verkauft, wo Geld sitzt. Also vor allem in Haupt- und Universitätsstädten“, verrät Michael Claßen ein Geheimnis des Erfolgs. Private Kontakte nach Düsseldorf nutzte er, um dort ein erstes Vertriebsnetz aufzubauen. Die vielversprechenden Signale machten ihm Mut, auch in Berlin, Stuttgart und weiteren Ballungszentren nach Gänsefreunden zu suchen. Er fand sie bei Feinkostgeschäften sowie in den Delikatessenabteilungen der großen Warenhäuser. Heute gewinnt er auch in Groß- und Einzelhandelsunternehmen sowie in der gehobenen Gastronomie immer mehr Partner, die Wert auf Qualität und Frische legen.

Konsequent hat die Familie Claßen die Marke „Gänse von den grünen Weiden Oldenburgs“ ausgebaut. Und dabei handelt es sich um eine integrierte, absolut gentechnikfreie Produktion im Oldenburger Münsterland. Sie präsentiert sich den vielen Besuchern aus der ganzen Republik absolut gläsern und transparent: „Wir haben gerne und viele Gäste, die sich hier vor Ort von den Produktionsbedingungen überzeugen. Wir haben nichts zu verbergen.“ Im Klartext: Nichts passiert unter den begrünten Dächern der Ställe, wozu die Claßens nicht auch mit Name, Herz und Verstand stehen würden. Treu ihrem Motto:

Lieber eine Sache richtig und mit Herzblut machen, als viele hektisch und halbherzig.

Wichtig ist ihnen vor allem die ausgewogene und natürliche Fütterung der Tiere. So entwickelte Michael Claßen gemeinsam mit der Landwirtschaftskammer hochwertige Futtermischungen, die unter anderem aus der so genannten Pressschlempe bestehen. Hinter dem sperrigen Begriff verbergen sich die festen Bestandteile, die bei der Schnapsherstellung aus dem Korn übrigbleiben und vor wertvollem Eiweiß förmlich strotzen. Dazu kommen Maiskolben, die mit den Blättern gehäckselt werden sowie diverse Getreide aus der Region. Als Gründungsmitglied des Verbandes „Lebensmittel ohne Gentechnik“ lässt sich Michael Claßen an der sorgsam Auswahl der Komponenten durchaus messen.

Im Sommer, wenn der Mais hoch und dicht steht, kommen die Mastgänse dann auf die ganz spezielle Bakumer Weide: Ein riesiges Maisfeld, zwischen dessen großen Fruchtständen gesunde Grasmischungen wachsen. Hier laufen die Gänse gut geschützt vor den scharfen Blicken der Greifvögel herum und suchen sich ihr Futter selbst. Sie grasen. Mit steigendem Wuchs und Kraft legen sie die Maispflanzen flach und vertilgen sie ebenfalls mit Genuss. „Wir sind kein Ökohof, aber wir achten sehr genau auf die artgerechte Haltung unserer Gänse“, lebt Johann-Michel Claßen das „Credo“ seines Vaters weiter. Und der ergänzt kopfnickend: „Das geht auch gar nicht anders.“

Die Gänse haben nach und nach die ganze Familie Claßen erobert. Mutter Aloysia betreibt nebenan ein Veterinär-Labor für Tierärzte in der Region und Tochter Christina produziert neben ihrer akademischen Laufbahn in Lüneburg Trockenobst-Chips und vermarktet sie. Die Wurzeln für diese Affinität zu landwirtschaftlichen Produkten finden sich in der Natur der Gans. Die kann man industriellen Abläufen eben nicht so beliebig anpassen, die der modernen Landwirtschaft sonst häufig einen unschönen Stempel aufdrücken. Der Betrieb erfordert im Laufe des Jahres immer andere Tätigkeiten. Nach der Schlachtsaison, die die ganze Familie und einige erfahrene Aushilfen bis Weihnachten rund sechs Wochen lang beschäftigt, gilt das Augenmerk der Zuchtherde. Die legen bei guter Pflege im Frühjahr reichlich Eier, die an die in Bakum ansässige Brüterei Beverborg geliefert werden. Von diesem Betrieb erhalten die Claßens dann die Gössel für die nächste Mast-Saison.

Danach erfolgt die Mast- und Weidezeit, angepasst an Fruchtstand, Wind und Wetter. Ende September werden die ersten „Stoppelgänse“ als Junggänse geschlachtet und vermarktet. Im November beginnt dann die eigentliche Schlachtsaison, mit der sich der Jahreskreis schließt: Johann-Michel, Aloysia und Michael Claßen treiben dann jeden Tag rund 400 Gänse aus der Herde durch ein kleines Wäldchen vom Stall- und Weideplatz zum Hof am Ortsrand, wo die Federtiere ihr Schicksal als Schlachtvieh erwartet. Ein letzter Gang, völlig frei von dieselnden Tiertransportern und engen Käfigen

Und ein Bild dafür, wie die Claßens natürliche Abläufe mit viel Erfindergeist zu einer Wertschöpfungskette verdichten, die in ihren Händen liegt, bis das Produkt den Hof praktisch theken- und küchenfertig verlässt. „Dadurch, dass wir alle Stufen der Veredelung abbilden, können wir eine gleichbleibende Qualität garantieren“, erläutert der Selfmade-Gänsebauer Michael Claßen das Konzept, das er sich nicht von Ökolabeln vorschreiben lässt, sondern natürlicher Maßstab seines unternehmerischen Denkens und Handelns ist. Für die lückenlose Nachvollziehbarkeit und maximale Transparenz innerhalb der Produktionskette wurden die Claßens vom „RIS Kompetenzzentrum für Ernährungswirtschaft“ ausgezeichnet.

Nur die wachsende Bautätigkeit am Ortsrand der Kerngemeinde setzte den Claßens bislang Grenzen. Doch durch Flächentausch und Zukäufe kann der Betrieb weiter wachsen, und der Schlachtbetrieb rückt in enger Absprache mit der Gemeindeverwaltung bald näher zum Zucht- und Stallbereich hin. Hier wird bereits ein Neubau geplant: Fortschritt im Gänsemarsch. Und Sohn Johann-Michel denkt dabei schon noch einen Schritt weiter. Die erste, selbst produzierte „Gänsealami“ schneidet er auf einem Holzbrettchen in der Küche des Hofes in dünne Scheiben: „Na, das könnte doch was werden?“, murmelt er fröhlich kauend. Eine rhetorische Frage. Die Wurst von der Oldenburger Weidegans aus Bakum schmeckt einfach prima.

Christoph Grote

Lokalzeitungen im Wandel der Zeit

Tradition und neue Perspektiven am Beginn
des 21. Jahrhunderts

Das Oldenburger Münsterland bietet eine außerordentliche Vielfalt lokal verwurzelter Medien. Die drei Tageszeitungen mit Redaktionen in den Landkreisen Vechta und Cloppenburg behaupten sich auch in Zeiten medialen Wandels bestens in ihrem gedruckten Kerngeschäft und erschließen sich erfolgreich neue digitale Verbreitungswege. Autor Christoph Grote ist Geschäftsführer der Oldenburgischen Volkszeitung in Vechta, wirft aber auch einen Blick auf die Münsterländische Tageszeitung aus Cloppenburg und den Münsterland-Ableger der Oldenburger Nordwest-Zeitung.

In eine Zeitung kann man wunderbar Fisch einwickeln. Mit einer Zeitung lassen sich prima feuchte Schuhe trockenstopfen. In der Zeitungsredaktion arbeiten die „Schreiberlinge“. Das Internet ist der Tod der Zeitung. Und überhaupt: Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern. Ja, an Sprüchen und Klischees mangelt es selten, wenn auf Stammtischlevel über das aktuelle gedruckte Wort diskutiert wird. Wer sich auf eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Thema Tageszeitung einlässt, wird jedoch schnell erkennen, dass ihre Bedeutung als aktueller, unabhängiger und kritischer Informationsträger gerade im Lokalen, also im Lebensraum ihrer Leserinnen und Leser, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

21,5 Millionen Tageszeitungen (Quelle: Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e.V., IVW) wurden in Deutschland im zweiten Quartal 2012 an jedem einzelnen Erscheinungstag verkauft. 21.458 davon entfielen auf die gedruckte Ausgabe der Oldenburgischen Volkszeitung (OV) aus Vechta. Addiert man die 1199 Abonnenten der jüngst auf den aktuellen technischen Stand



Abb. 1: Die Lokalzeitungen im Oldenburger Münsterland
Foto: Michael Jäger, OV Vechta

gebrachten Internetausgabe der OV hinzu, des OV-ePaper, kommt man sogar auf 22.657 Exemplare. Dies ist ein Plus von stolzen 4,73 Prozent gegenüber dem Vorjahresquartal, das bei der OV vor allem auf die rasant wachsende Nachfrage nach der elektronischen Variante zurückzuführen ist.

Erfreuliche Zahlen auch aus dem Landkreis Cloppenburg: Die Münsterländische Tageszeitung (MT), vor allem im überregionalen Teil Partnerin der OV, verkaufte stabil knapp 17.500 Exemplare, die ePaper-Ausgabe ist gerade frisch an den Start gegangen. Und die Nordwest-Zeitung (NWZ) kam mit ihrem Süddoldenburg-Lokalteil „Der Münsterländer“ auf knapp 9.200 Exemplare, rund 200 davon in elektronischer Form und ebenfalls mit positivem Trend.

Mehr als 49.000 Exemplare lokaler Tageszeitungen werden also täglich im Oldenburger Münsterland an die Leserinnen und Leser gebracht, allen Unkenrufen zum Trotz mit steigender Tendenz. Dieser Erfolg wiegt umso schwerer, als die Branchenzahlen für Deutschland ein Minus aufweisen – kräftiger in den Ballungsgebieten, schwächer in ländlichen Le-



bensräumen. Folgt man wissenschaftlichen Studien, die ermittelt haben, dass jedes Exemplar einer deutschen Tageszeitung von durchschnittlich etwa drei Personen gelesen wird, so erreichen OV, MT und NWZ zusammen Tag für Tag rund 150.000 Menschen. Dies entspricht knapp zwei Dritteln der volljährigen Bevölkerung im Oldenburger Münsterland. Wobei der weitere Kreis der Lokalzeitungsnutzer wegen der Gelegenheits- und Wochenendleser noch deutlich höher ist und jener Teil der Bevölkerung, der ob seiner nichtdeutschen Muttersprache, wegen Alter und Krankheit oder mangels hinreichender Bildung keine Zeitung nutzt, in allen Statistiken keine Berücksichtigung findet.

Wie passt da der Spruch, mit dem Microsoft-Chef Steve Ballmer Schlagzeilen machte? „In zehn Jahren gibt es keine Zeitung mehr“, prophezeite er – übrigens ausgerechnet in der US-amerikanischen Tageszeitung „Washington Post“. Viereinhalb Jahre sind seit jener Prognose vergangen, die ganz offensichtlich ungefähr so fehlerfrei war wie bisher jede neue Version des Microsoft-Betriebssystems Windows. Ballmer orakelte zur Hochzeit der unreflektierten Interneteuphorie (und durchaus im eigenen Interesse), als er dem auf Papier gedruckten Wort jede Zukunftsperspektive absprach. Dabei ließ er die historische Wahrheit außen vor, dass technische Neuentwicklungen bisher stets das Angebot auf dem Informationsmediensektor erweiterten, nie jedoch ein bestehendes verdrängten. Das Radio ist trotz Fernsehens quietschfidel. Zeitungen erscheinen selbst nach Jahrzehnten von Radio und Fernsehen (sie veröffentlichen sogar das TV-Programm!). Zeitungen, Radio und Fernsehen werden also auch trotz (und mit dem) Internet weiterleben.

Dass sich die Medien beständig entwickeln, ja vielleicht sogar auf die eine oder andere Weise neu erfinden müssen, liegt derweil in der Natur der Sache, nicht jedoch an Fluch und Segen elektronischer Informationsmittel. Die Gesellschaft befindet sich im stetigen Wandel und mit ihr der Kundenwunsch. Anderen Branchen, gerade den im Oldenburger Münsterland dominierenden, ist eine ausgeprägte Innovationsfreude ja ebenfalls nicht fremd. Nur wer sich bewegt, kommt voran. Doch was erwarten die Leserinnen und Leser von ihrer Heimatzeitung? Die OV, die im folgenden häufiger als Beispiel dienen wird, ist mehr als 175 Jahre alt, und lange Zeit war die Antwort auf diese Frage einfach: Nur was wir drucken, das ist auch passiert. So kann man die in gewissem Maße durchaus hochnäsige Devise vieler deutscher

Lokalzeitungen in den alten Print-Pur-Tagen beschreiben. Sie lebten vom Quasi-Informationsmonopol in ihrem Verbreitungsgebiet und erfüllten an erster Stelle ihre Chronistenpflicht. Dies sicherte Wachstum und treue Kundschaft, im Leser- wie im Anzeigenmarkt.

Doch die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Printbranche. Das allgegenwärtige Jedermann-Publishing im Internet hat Heimatzeitungen nämlich eine über Jahrzehnte wichtige Geschäftsgrundlage gekostet: die Exklusivität des Chronistentums. Unternehmen, Vereine, Verbände und Privatpersonen berichten auf ihren Homepages nun selbst, was ihnen und ihrem unmittelbaren Umfeld wichtig ist. Außerhalb ihres Kreises von Mitarbeitern, Mitgliedern, Freunden und Verwandten sind diese Informationen allerdings häufig weder von Bedeutung noch von Interesse.

Für die Heimatzeitung liegt darin durchaus eine Chance: Sie kann auf ihren Seiten in größerem Umfang als früher Inhalte platzieren, die breitere Schichten als spannend empfinden, die zum Lesen reizen. Wo früher noch eine von Unternehmen, Vereinen, Verbänden oder Privatpersonen hereingereichte Pressemitteilung stehen musste, entsteht nun immer mehr Raum für klassisches journalistisches Handwerk: die selbst recherchierte Nachricht, der pointierte Kommentar, das polarisierende Interview, die spannende Reportage, das bewegende Portrait. Eigentlich ist all dies ja seit jeher Kerngeschäft jeder Redaktion. Möglicherweise war diese Tatsache an der einen oder anderen Stelle allerdings in Vergessenheit geraten.

Und noch etwas hat sich verändert. Würde sich die Oldenburgische Volkszeitung noch aus ihrem Chronistenmonopol des 19. und großer Teile des 20. Jahrhunderts heraus definieren, müsste sie mittlerweile sogar so manche öffentliche Verwaltung, alle politischen Parteien sowie den einen oder anderen vom Volke gewählten Politiker als Konkurrenten betrachten. Landkreise, Städte und Gemeinden unterhalten Presseabteilungen, in denen ausgebildete Journalisten Texte verfassen, die sie ebenso wie Parteien und Politiker auf ihren Homepages sowie in sozialen Netzwerken im Internet publizieren. Wer mag, kann sie dort (kostenlos) konsumieren. Logisch, dass (bezahlte) Printprodukte solchen Beiträgen immer weniger Raum bieten können. Sie taugen bestenfalls noch für journalistisch weniger anspruchsvolle Gratis-Anzeigenblätter, wie sie auch die drei im Oldenburger Münsterland aktiven Zeitungsverlage herausgeben.



Abb. 2: In Redaktionskonferenzen werden aktuelle Themen besprochen und Entscheidungen getroffen.
Foto: Matthias Niehues

Doch gerade die nicht abschwellende Gratis-Informationsflut im Internet und andernorts eröffnet eine weitere große Chance für die Tageszeitung, erneut für klassisches journalistisches Handwerk: kritisch nachfragen, kompetent einordnen, verständlich erläutern, mit etwas Glück sogar eine hinter wohl gesetzten Worten versteckte kleine Kungelei oder eine größere Schweinerei aufdecken. Je mehr andere aus Eigeninteresse heraus irgendwo publizieren, desto interessanter ist es, was die unabhängige Tageszeitung daraus macht. Und umso mehr ist sie ihr Geld wert.

Und ihr Geld wert sein, das muss die Zeitung heute mehr denn je: Die allgemeine wirtschaftliche Verunsicherung, verstärkter Wettbewerb mit Gratisblättern, regionalen Radio- und TV-Anbietern sowie das Abwandern einiger Rubrikenmärkte ins Internet haben dazu geführt, dass fast alle deutschen Tageszeitungsverlage mittlerweile im Lesermarkt mehr Erlösen als mit Anzeigen. Der Wandel war mehr als rasant: Mitte der 1980er-Jahre machten Anzeigenverkäufe noch rund zwei Drittel der Erlöse aus, Abonnenten und Gelegenheitskäufer brachten nur ein Drittel in die Kasse. Heute dagegen ist es wichtiger denn je, auch für OV, MT und NWZ, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat

für Monat und Jahr für Jahr immer wieder ein Produkt zu machen, das im Lesermarkt ankommt.

Aber was wollen die Leser wirklich? Um dies herauszufinden, hat die Kölner Unternehmensberatung MSR Consulting im Oktober und November 2010 im Auftrag des Verlages eine repräsentative Marktforschung unter Abonnenten der Oldenburgischen Volkszeitung durchgeführt. 717 zufällig ausgewählte Leserinnen und Leser ab 14 Jahren aufwärts beantworteten am Telefon jeweils rund 15 Minuten lang Fragen zu allen Teilen ihrer OV. Zweck dieser Studie war es nicht, statistische Zahlen für künftige Werbeaktivitäten zu generieren, vielmehr sollten die Schwächen im redaktionellen Angebot identifiziert werden. Die wichtigsten Resultate, sie gelten tendenziell auch für andere Lokalzeitungen:

1. Abonnenten lesen ihre OV seit durchschnittlich 23 Jahren, sie sind der Heimatzeitung also extrem treu. Abonnenten verbringen pro Tag eine knappe halbe Stunde mit ihrer OV. Und wie im Fall einer Heimatzeitung kaum anders zu erwarten, ist 98 Prozent von ihnen der Lokalteil wichtig, sehr wichtig oder sogar äußerst wichtig.
2. Abonnenten bewerteten ihre OV als besonders heimatverbunden, verständlich, aktuell und seriös. Eine solche Einschätzung seiner Arbeit wünscht sich jeder Zeitungsmacher, jeder Markenverantwortliche im Verlag. Hier war alles in Ordnung.
3. Abonnenten bemängelten deutlich, die OV sei zu wenig unabhängig und vor allem zu wenig kritisch. Eine derartige Kritik ist zwar durchaus gattungsspezifisch – auch anderswo haben Heimatzeitungen auf gesellschaftliche Veränderungen nicht oder nur unzureichend reagiert –, aber dennoch unbefriedigend. Hier gab es also etwas zu tun.
4. Abonnenten bewerteten den Lokalteil ihrer OV als besonders glaubwürdig, hier gab es sogar die deutschlandweite Spitzennote. Für den Wert der Marke Oldenburgische Volkszeitung kann dieses Ergebnis gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Kritik gab es hingegen in Sachen Rechtschreibung und – erneut – für die aus Abonentensicht nicht deutlich genug ausgeprägte redaktionelle Unabhängigkeit.
5. Abonnenten wünschten sich im Lokalteil ihrer OV mehr Polizei- und Gerichtsberichte sowie mehr Kommentare.

Alles in allem gaben die Abonnenten ihrer OV in Sachen Zufriedenheit die Durchschnittsnote 2,6 auf einer Skala von Eins bis Fünf. Klingt

ordentlich. Doch weil die Meinungsforscher die gleiche Studie bereits mit Dutzenden anderen Zeitungen gemacht haben, existiert auch ein deutschlandweiter Durchschnittswert – 2,3. Da blieb also noch reichlich Entwicklungsspielraum nach oben ...

Die Redaktion der Oldenburgischen Volkszeitung hat die Herausforderung angenommen. Eine interne personelle und organisatorische Umstrukturierung diente vor allem der Stärkung der Autorenschaft – nun kümmern sich weniger Redakteure um Administratives, weitaus mehr als früher verbringen ihre Arbeitstage mit klassischen journalistischen Tätigkeiten, sie recherchieren, sie schreiben.

Die wichtigsten Neuerungen:

1. Den Leserinnen und Lesern der OV ist das Lokale wichtig, also mehr davon! Die augenfälligsten Veränderungen aus Käufersicht sind sicherlich die Erweiterung des Lokalteils um täglich mindestens drei Seiten, die nun im täglichen Wechsel erscheinenden Seiten „Lokale Wirtschaft“ und „Lokale Kultur“ sowie die verstärkte Regionalisierung des überregionalen Teils – bei Entscheidungen zum Beispiel in Berlin oder Hannover sind der Oldenburgischen Volkszeitung die



*Abb. 3: Seitenplanung einer Lokalzeitung, der besseren Übersicht wegen mit Ausdrucken und nicht virtuell
Foto: Matthias Niebues*



*Abb. 4: Newsdesk einer Lokalredaktion mit moderner Technik am „Puls der Zeit“
Foto: Matthias Niehues*

Stimmen der heimischen Abgeordneten mindestens ebenso wichtig wie jene von Kanzlerin oder Ministerpräsident.

2. Als besonders heimatverbunden empfinden die Leser ihre Heimatzeitung OV; schön, aber kein Grund sich auf diesen Lorbeeren auszuruhen. Mit Serien zum Beispiel zu heimatgeschichtlichen Themen stärkt die Redaktion das Heimatgefühl weiter. Auch aus der Überzeugung heraus, dass es im Postglobalisierungszeitalter einen deutlichen Trend zurück zum Thema Heimat geben wird. Schon jetzt lautet die Frage häufig nicht mehr „Wo will ich hin?“ sondern „Wo komme ich her?“ Lokalzeitungen wie die Oldenburgische Volkszeitung sind die einzigen Medien in Deutschland, die vor Ort so viele gut ausgebildete Journalisten beschäftigen, dass sie mit ihren Produkten eine Antwort darauf geben und die Menschen in ihrem Alltag in ihrer Heimat begleiten können. Und dabei ist es egal, ob die Arbeit der Redaktion anschließend auf Papier oder beispielsweise via Computerbildschirm konsumiert wird.
3. Zuwenig kritisch und unabhängig sei die OV – solch eine Kritik trifft, sie tut weh. Schließlich gehört es zum Selbstverständnis der meisten Lokaljournalisten, sich als unabhängige, kritische Begleiter

gesellschaftlicher Prozesse in ihrem Lebensraum zu verstehen. Allerdings muss sich die Branche – auch im Landkreis Vechta – eingestehen, dass sie diesem Anspruch manchmal nicht mehr oder nicht in ausreichendem Maße gerecht geworden ist. Leserinnen und Leser formulieren da weniger differenziert, ihr Urteil in solchen Fällen lautet meistens knapp: „Bei euch steht doch nichts drin.“ Manch ein Zeitungsmacher reagiert darauf durchaus irritiert, kann er doch mit Fug und Recht behaupten, seine Arbeit nicht anders zu erledigen als vor fünf, zehn, fünfzehn oder gar zwanzig Jahren. Allerdings übersieht er dabei, dass seine Arbeit genau demselben Prozess unterliegt wie die von Politikern, Verwaltungen und auch Kirchen: Die Gesellschaft wandelt, sie öffnet sich. Die Bürger, die Leser, sind aufgeklärter als früher, sie sind kritischer. Eine durchaus nicht immer negative Obrigkeitshörigkeit ist einem durchaus nicht immer positiven Generalmisstrauen „denen da oben“ gegenüber gewichen. Und so wie Politiker, Verwaltungen und auch Kirchen lernen müssen, mit diesem Prozess zu leben, sich zu verändern und dialogischer zu agieren, so muss das auch die Heimatzeitung tun. Als Generalistenmedium, das alle Menschen in ihrem Verbreitungsgebiet als Zielgruppe versteht, würde die Oldenburgische Volkszeitung mit einem Fokus auf Einzelinteressen ebenso scheitern wie Politiker, Verwaltungen und Kirchen. Das Gefühl dafür, wie die Leserinnen und Leser empfinden, was sie denken, ein Gefühl für den Markt also, das Relevanz erst möglich macht, zeichnet gute Zeitungsmacher aus. Ihre besondere Kunst ist es, dabei unabhängig zu agieren vom Kreis jener wenigen Entscheider, in dem sie sich gerade als Heimatzeitungsmacher automatisch bewegen. In anderen Branchen nennt man so etwas Kundenorientierung.

4. Glaubwürdigkeit ist das höchste Gut einer jeden Tageszeitung. Natürlich können Fehler passieren. Wichtig ist nur, dass man offen damit umgeht. Die Oldenburgische Volkszeitung tut das in ihrer Rubrik „Korrekturen“, die seit einem Jahr bei Bedarf erscheint. Und zwar nicht irgendwo versteckt auf hinteren Seiten, sondern an prominentem Platz, auf der ersten Seite des Oldenburger-Münsterland-Teils.
5. Der Leserwunsch war und ist für die OV-Redaktion Befehl: Mehr Polizei- und Gerichtsberichterstattung wünschten sich die Abonnenten der Oldenburgischen Volkszeitung, vor allem aber mehr

kritische Kommentare. Beides umzusetzen war nicht besonders schwierig – und der Erfolg sofort messbar: Beiträge über Straftaten und Verkehrsunfälle dominieren regelmäßig die Top Ten der wöchentlichen Klickstatistiken des OV-Internetauftritts. Und die Meinungsbeiträge in der OV rufen so viele Leserreaktionen hervor wie selten zuvor.

6. Die OV unterzog sich gemeinsam mit ihrer Partnerin MT einer optischen Auffrischung. Unter Anleitung des bekannten deutschen Zeitungsdesigners Norbert Küpper entwickelten die Redaktionen aus Vechta und Cloppenburg das neue Erscheinungsbild der beiden Heimatblätter. Schlichter, eleganter, zeitgemäßer, vor allem aber informationsbetonender ging es Anfang 2012 an den Start. Moderne Tageszeitungen für eine moderne Region, das Oldenburger Münsterland.

Das Resultat? Nun, die Auflage steigt wieder, das Geschäftsmodell „eine Zeitung für einen Lebensraum“ funktioniert also weiterhin, in näherer Zukunft soll es noch einmal wissenschaftlich fundiert überprüft werden.

Dass die Marke Oldenburgische Volkszeitung in ihrem Verbreitungsgebiet unvergleichlich stark ist, muss hingegen nicht mehr untersucht werden. Die Markenkraft der OV beweist schon allein der spektakuläre Erfolg ihres Facebook-Auftritts. Erst im Frühjahr 2011 gestartet, katapultierte er sich bis Januar 2012 mit rund 4.000 Nutzern bereits auf Platz zwei in der Facebook-Hitliste aller deutschen Tageszeitungen. Für das Ranking errechnet das Berliner Fachmagazin „Drehscheibe“ in regelmäßigen Abständen das Verhältnis zwischen der Printauflage einer Tageszeitung und der Zahl ihrer Facebook-Fans. Dabei gilt: Je mehr Nutzer sich die Nachrichten einer Zeitung über das soziale Netzwerk schicken lassen, desto höher sind deren Akzeptanz und Glaubwürdigkeit speziell in den jüngeren Zielgruppen, bei den zukünftigen Abonnenten also. Der Erfolg der OV hält derweil an: Zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses Textes Mitte August 2012 zählte www.facebook.com/OVonline bereits weit mehr als 7000 Fans. Kein anderes Nachrichtenmedium im Oldenburger Münsterland erreicht über Facebook auch nur annähernd so viele Menschen. Zwei Drittel von ihnen sind übrigens jünger als 35 Jahre.

„Die Möglichkeiten im Internet über soziale Netzwerke zu kommunizieren und in Kontakt zu bleiben, werden von Jugendlichen wie

selbstverständlich genutzt“, schreibt dazu der Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest (MPFS). In ihrer Ende November 2011 veröffentlichten deutschlandweiten Studie stellen die Experten fest: „Vier Fünftel nutzen diese Plattformen zumindest mehrmals pro Woche. Diese Angebote haben eine sehr hohe Alltagsrelevanz für Jugendliche.“ 57 Prozent der jungen Internetnutzer loggten sich täglich in ihre Community ein, ein Großteil davon sogar mehrmals. „Am häufigsten werden sie genutzt, um miteinander zu chatten und Nachrichten zu versenden. Die Auswahl der Jugendlichen bei sozialen Netzwerken beschränkt sich auf wenige Anbieter. An erster Stelle steht hier Facebook, das 72 Prozent der zwölf- bis 19-jährigen Onliner nutzen.“

Alles online, oder was? Aber nicht doch. „Trotz der großen Auswahl an Medienangeboten und der Präferenz für elektronische Medien wissen Jugendliche auch alte Medien zu schätzen“, so die Forscher vom MPFS. „44 Prozent der Jugendlichen lesen regelmäßig Bücher und 42 Prozent Tageszeitungen.“ Und die jungen Leute wissen durchaus zu werten, wo sie im Zweifel die verlässlichste Quelle finden. „Auf die Frage, welchem Medium sie bei widersprüchlicher Berichterstattung am ehesten glauben würden, schenken die Jugendlichen zu 40 Prozent der Tageszeitung das größte Vertrauen. 29 Prozent entscheiden sich für das Fernsehen und 16 Prozent für das Radio. Trotz der hohen Alltagsrelevanz des Internets entfallen bei dieser Frage hierauf nur 14 Prozent der Nennungen.“ Sie ist also medienkompetenter, als viele Ältere glauben, unsere junge Generation. Mit den jährlichen Aktionen „LesePASS“ an Grundschulen und „ZeitungsPROFI“ für ältere Kinder und Jugendliche wird die Oldenburgische Volkszeitung auch in Zukunft dazu beitragen, dass dies so bleibt.

Eine wichtige Rolle spielen für Redaktion und Verlag die vielfältigen Möglichkeiten, die der jeweilige Internetauftritt www.ov-online.de, www.nwzonline.de und www.mt-news.de bietet. Das Onlineangebot einer Heimatzeitung muss sich, wenn es Erfolg haben will, auf lokale Inhalte konzentrieren und so die Kernkompetenz der Marke als führende glaubwürdige Informationsanbieterin in und aus einem definierten Lebensraum vom gedruckten Produkt ins Internet transferieren. Überregionale Informationen aus Hannover, Berlin, Moskau oder Washington finden Interessierte sowieso einen Mausklick weiter anderswo.

Die Technik macht es möglich, dass die Heimatzeitung dabei in weit- aus besserem Maße als in alten Print-Pur-Tagen die zentrale Chronis-

tenrolle in ihrem Verbreitungsgebiet übernehmen kann. Angereichert um Appetithäppchen aus dem Print- und ePaper-Angebot dient die kostenlos nutzbare Website der Lokalzeitung somit als Marketinginstrument für die Bezahlprodukte des Verlages. Dies jedenfalls ist die zentrale Idee des Relaunches von www.ov-online.de im Sommer 2011. Je weniger es heute noch Sinn macht, die traditionelle Chronistenrolle in der Zeitung zu erfüllen, desto mehr tut es dies im Internet. Dabei sollten erstmals nicht nur jene Inhalte berücksichtigt werden, die von der OV-Redaktion selbst erstellt werden, sondern vor allem auch jene, die andere Anbieter publizieren, und zwar durch eine Einbindung externer RSS-Feeds. So wird www.ov-online.de zur Chronistin, die das Printprodukt nicht mehr sein kann und will. Und die Website positioniert sich als zentrale Anlaufstelle für all jene, die sich im Internet über Neues aus dem Landkreis Vechta informieren wollen. Wer hier startet, kann alles erfahren, was in seiner Heimat wichtig ist.

Der Erfolg des Konzeptes gibt der OV schon kurz nach dem Start Recht: 62 externe Feeds sind schon in www.ov-online.de eingebunden, die Zahl der Websitebetreiber, die mitmachen möchten, steigt stetig. Und die Zahl der Visits, also der Besucher des OV-Internetauftritts, ist seit dem Relaunch ebenfalls deutlich gewachsen.

Print geht es gut, Online läuft, aber wie es geht weiter mit der Oldenburgischen Volkszeitung, wie sieht die Zukunft der Gattung Heimatzeitung aus? Sicher ist, dass Leserorientierung und Qualität Thema bleiben werden. Nur Heimatzeitungen, die ihre Kunden weiterhin als Lieferantinnen relevanter Informationen zufrieden stellen, werden erfolgreich sein. Das Oldenburger Münsterland als prosperierender, wirtschaftlich starker Lebensraum mit seinem stetigen Bevölkerungszuwachs bietet dafür die besten Voraussetzungen.

Eine wichtige Veränderung im Nutzungsverhalten lässt sich dabei schon heute beobachten: der Trend hin zur Zeitungslektüre auf dem Bildschirm. Die Abonnentenzahl des OV-ePapers (www.ov-epaper.de) wird in absehbarer Zeit die 1500er-Marke knacken. Interessante Zahlen dazu liefert eine Studie der Marktforscher von comScore. Sie haben untersucht, mit welchen Geräten Nachrichten konsumiert werden. Zwei markante Details: Im Tagesverlauf werden klassische Computer am häufigsten zwischen neun und 17 Uhr genutzt, auch zur Lektüre lokaler Nachrichtenangebote. Was ganz logisch ist, wenn man bedenkt, wie die regulären Öffnungszeiten von Behörden, Unternehmen

und anderen Einrichtungen sind. Tablet-PCs hingegen werden genau zu jenen Zeiten eingeschaltet, an denen auch die auf Papier gedruckte Zeitung konsumiert wird. Die Nutzungsstatistiken des OV-ePapers zeigen schon, dass manch ein digitalaffiner OV-Leser, der sein Printabonnement durch ein elektronisches ersetzt hat, die Oldenburgische Volkszeitung nun tagtäglich zum Frühstück auf dem iPad liest. Funktioniert übrigens bestens. Offen bleibt nur, womit diese Zeitungskunden ihre Schuhe trocknen und den Fisch einwickeln.



Hermann von Laer

Die Krankenhäuser in Friesoythe, Lohne und Damme: Geschichte und Perspektiven¹

Die Organisation der medizinischen Versorgung in Deutschland unterliegt seit Jahrzehnten einem ständigen Wandel. Dies gilt ganz besonders auch für das Krankenhauswesen. Dieser Sektor expandierte lange Zeit sehr stark: Die Zahl der Krankenhäuser wuchs; auch in kleineren Häusern wurden neue Abteilungen eingerichtet; die Zahl der Betten, des Pflegepersonals und der Ärzte nahm stark zu usw. Diese Entwicklung stieß jedoch inzwischen nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen an gewisse Grenzen, und seit gut einem Jahrzehnt ist eher von „Konsolidierung“ die Rede, von Konzentration auf jeweilige Schwerpunkte, von stärkerer Kostenorientierung.

Auch am Oldenburger Münsterland, dessen Krankenhäuser durch die katholische Kirche gegründet wurden und die noch heute unter kirchlicher Leitung stehen, ging dieser Wandel nicht vorüber. Denn auf Dauer konnten auch hier die gewachsene Krankenhausstruktur sowie der weitere Ausbau nicht aufrecht erhalten werden – das wurde den Verantwortlichen zunehmend klar. Ein weiteres Gesamtwachstum war nicht finanzierbar, und es stellte sich zudem die Frage, welche Angebote die einzelnen Krankenhäuser erbringen sollten, auf welche Bereiche sie künftig ihren Schwerpunkt legen wollten und welche Formen der Kooperation bzw. der Arbeitsteilung sinnvoll sein könnten.

Nach längerem Experimentieren und mehreren Formen der Kooperation schlossen sich schließlich im Mai 2011 das St. Marien-Hospital in Vechta, das St. Antonius-Stift in Emstek, das St. Josef-Stift in Cloppenburg und das St. Anna-Stift in Lönigen zu den „Katholischen Kliniken Oldenburger Münsterland gemeinnützige GmbH“ (=KKOM) zusammen. Hierbei handelt es sich um eine echte Fusion, deren Geschichte im Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2012 geschildert wurde.

Im nun folgenden Beitrag wird dargestellt, wie die drei Krankenhäuser im Oldenburger Münsterland, die sich nicht in den KKOM zusammengeschlossen haben, ihre Zukunft bzw. auch ihre mögliche Zusammenarbeit planen. Es sind dies das St. Franziskus-Hospital in Lohne, das Krankenhaus St. Elisabeth in Damme und das St. Marien-Hospital in Friesoythe. Zunächst soll jedoch kurz die Geschichte dieser drei Krankenhäuser geschildert werden.

Die Geschichte der einzelnen Krankenhäuser

Im Vergleich zu heute war in früheren Jahrhunderten die medizinische Versorgung der Bevölkerung äußerst bescheiden. Ärzte gab es nur wenige und ihre Kenntnisse bzw. ihre Fähigkeiten waren noch dazu recht begrenzt. Auch Krankenhäuser bzw. Spitäler bzw. zentrale Pflegeeinrichtungen existierten nur in sehr geringem Umfang. Die Qualität der Pflege sowie der medizinischen Versorgung, die sie boten, ist zudem mit heutigen Verhältnissen kaum vergleichbar. Diese frühen Einrichtungen wurden meist von der Kirche organisiert, bzw. sie wurden von Orden getragen, die sich die Pflege der Kranken zur Aufgabe gemacht hatten. Die weit überwiegende Anzahl der Kranken musste daher eher schlecht als recht zu Hause in der Familie versorgt werden.

Dies änderte sich erst Mitte des 19. Jahrhunderts, als aufgrund gewaltiger wirtschaftlicher Veränderungen (Industrielle Revolution) die Familien – vor allem die Großfamilien – zu solchen Leistungen immer weniger in der Lage waren, da ihre Mitglieder oft nicht mehr an einem Ort blieben und große Wanderungsbewegungen einsetzten. Auch der nun beginnende medizinische Fortschritt und die – wenn auch langsame – Wohlstandssteigerung führten zu einem allmählichen Rückgang der familiären Krankenbetreuung und einer Zunahme von Krankenhäusern. Das erste Krankenhaus im Großherzogtum Oldenburg, in dem körperlich Kranke versorgt wurden, war denn auch das 1841 eröffnete Peter Friedrich Ludwigs-Hospital in der Stadt Oldenburg. Es war allerdings mit 138 Betten von Anfang an recht groß.² Die Krankenhäuser, die dann in den Folgejahren im Oldenburger Münsterland gegründet wurden, waren demgegenüber jedoch zunächst sehr klein und in ihrer Ausstattung äußerst bescheiden. Allerdings entwickelten sie sich dann relativ kontinuierlich weiter und präsentieren sich heute als geradezu „große Unternehmen“.

Das St. Marien-Stift in Friesoythe Geschichtliche Entwicklung³

Nachdem 1851 in Vechta das zweite Krankenhaus im Großherzogtum Oldenburg gegründet worden war, folgten in rascher Folge weitere Gründungen in Dinklage (1852), Lohne (1856), Damme (1860), Cloppenburg (1863), Varel (1863), Lönigen (1864), Jever (1864) und schließlich im Jahre 1867 in Friesoythe. 1881 gab es dann insgesamt 16 Krankenhäuser im Großherzogtum.

Die Gründung des St. Marien-Stifts in Friesoythe war ganz wesentlich das Werk des örtlichen Pfarrverwalters Bernard Oldenburg. Er trieb nicht nur die Planungen voran und organisierte den Aufbau, sondern stiftete außerdem aus seinem Privatvermögen knapp 6.000 Taler. Das waren fast $\frac{3}{4}$ der gesamten Bau- und Einrichtungskosten für den für damalige Verhältnisse stattlichen Neubau. Darüber hinaus trug Bernard Oldenburg zusätzlich noch im ersten Jahrzehnt das Defizit von etwa 200 Talern jährlich. Dieses Defizit konnte in den Folgejahren erst allmählich durch zahlreiche mildtätige Spenden abgebaut werden.



Abb. 1: Das älteste Foto vom Friesoyther Krankenhaus St. Marien-Stift aus dem Jahre 1878, aus: 125 Jahre Dienst am Menschen. Beiträge zur Geschichte des Krankenhauses St. Marien-Stift der Stadt Friesoythe, Friesoythe 1992

Das Krankenhaus wurde als eine „katholische milde Stiftung“ gegründet, die unter der Oberaufsicht des bischöflichen Officialats stand. Geleitet wurde es von einem fünfköpfigen Kuratorium, dem folgende Personen angehörten: der Pfarrer bzw. Pfarrverwalter, der zugleich Vorsitzender des Kuratoriums war, der Provisor für die katholische Kirche in Friesoythe, der Armenvater der Stadt, der Vikar und ein Mitglied aus dem Kirchspiel Friesoythe. In den Statuten war u.a. festgelegt, dass die Religionszugehörigkeit der Kranken keine Rolle bei der Aufnahme ins Krankenhaus spielen dürfe, dass die „gänzlich Armen“ eher aufzunehmen seien als die „weniger Mittellosen“ und dass nur „zahlungsfähige Hilfsbedürftige“ einen Beitrag zu den Pflege- und Versorgungskosten zahlen sollten. Ansonsten sollten die Kosten aus den Zinsen des – z.T. noch aufzubauenden – Stiftungsvermögens finanziert werden. Am 18. Februar 1868 wurde dann die „Heil- und Pflegeanstalt für Kranke, altersschwache Personen und hilfbedürftige Kinder aus der Gemeinde Friesoythe“ vom Staatsministerium in Oldenburg genehmigt.

Die eigentliche Eröffnung des Krankenhauses erfolgte am 28. August 1867, als zwei Krankenschwestern aus der „Genossenschaft der Krankenschwestern nach der III. Regel des hl. Franziskus“ ihre Arbeit in Friesoythe aufnahmen. Die Kongregation der Franziskanerinnen war 1844 in Telgte gegründet worden. Seit 1853 befand sich dann das Mutterhaus dieses Ordens, deren Mitglieder sich vor allem der Krankenpflege widmeten, in Münster-St. Mauritz.

Da die Schwestern nicht nur im Krankenhaus arbeiteten, sondern auch häusliche Pflege betrieben, war schon nach einem Jahr eine Erweiterung nötig, und eine dritte Schwester kam 1868 nach Friesoythe.

In diesem Jahr kamen neben den zu Jahresbeginn anwesenden Kranken noch 42 Patienten hinzu. Von diesen wurden im Laufe des Jahres 19 als geheilt entlassen, 11 starben und 13 blieben in der Krankenhauspflege. Die Verweildauer war also weit länger als heute üblich, d.h. das Krankenhaus war aus heutiger Sicht eher ein Pflegeheim.

Bis Ende des Jahrhunderts stieg dann die jährliche Aufnahme auf etwa 100 (bei ca. 4000 Pflgetagen und 20 Betten), die Zahl der Schwestern blieb jedoch unverändert bei 3.

Die erste große – auch bauliche – Erweiterung erfolgte 1912/13. An der Südseite des Krankenhauses wurde ein zweistöckiger Anbau errichtet und das ganze Gebäude modernisiert: Wasserleitungen wurden ver-

legt, eine Heizung installiert, die Toiletten erhielten Wasserspülung, ein neuer OP-Raum und Badezimmer wurden eingerichtet u.s.w.

Im Ersten Weltkrieg nutzte man das Krankenhaus zeitweise als Lazarett und baute es in den Folgejahren weiter aus. 60 Betten gab es 1928, einen Röntgenapparat und andere medizinische Einrichtungen, aber keinen eigenen Krankenhausarzt. „Jeder Arzt hat Zutritt“, wie es in einer zeitgenössischen Mitteilung heißt.⁴

Im April 1945 wurde das Krankenhaus durch die Kampfhandlungen sowie spätere Demontagen und Beschlagnahmungen der Besatzungsmacht schwer geschädigt.

Der Neuanfang war demgemäß äußerst mühsam und bescheiden, und der eigentliche Aufschwung begann erst wieder in den 1950er-Jahren: 1952 wurde ein Waschhaus gebaut, 1957 erweiterte man das Hauptgebäude, ein Operationstrakt kam hinzu, Renovierungen wurden in Angriff genommen etc. Ende der 1950er-Jahre, nach Abschluss dieser Arbeiten, verfügte das Krankenhaus dann über 125 Betten.

Gut ein Jahrzehnt später wurden dann in großem Umfang neue Baumaßnahmen in Angriff genommen, die zwar die Anzahl der Betten kaum erhöhten, aber insgesamt in jeder Hinsicht zu einer zeitgemäßen, modernen Ausstattung führten. So erweiterte man 1970 den Bettenflügel erheblich, vier Jahre später kam ein Personalwohnheim mit Schwimmbad hinzu,



Abb. 2: Das Schwimmbad im Friesoyther Krankenhaus

Foto: St. Marien-Stift Friesoythe

eine Großküche wurde gebaut und 1985 schließlich in einem dreigeschossigen Neubau der Funktions- und Behandlungstrakt untergebracht.

Im Zusammenhang mit diesen Maßnahmen endete dann auch die lange Tradition der zumindest teilweisen Selbstversorgung des Krankenhauses mit Lebensmitteln: 1977 wurde der eigene landwirtschaftliche Betrieb eingestellt.

Parallel zur baulichen Entwicklung modernisierte sich auch die Art der medizinischen Versorgung bzw. der ärztlichen Betreuung. Zunächst war das St. Marien-Stift weit überwiegend eher ein Pflegeheim (s.o.), und die ärztliche Versorgung erfolgte durch den Hausarzt des Krankenhauses oder den Vertrauensarzt des Patienten. Allerdings gab es in Friesoythe bis zum Ersten Weltkrieg meist nur einen einzigen Arzt, der zugleich als Amtsarzt für das Krankenhaus zuständig war.⁵

Auch in den Folgejahren blieb das St. Marien-Stift ein reines Belegkrankenhaus, allerdings nahm nach dem Zweiten Weltkrieg die Zahl der Belegärzte allmählich zu. Erst 1974 erfolgte dann die Umstellung vom Belegsystem zum Abteilungssystem mit angestellten Ärzten.

Gegenwärtiger Stand und Zukunftsplanung

Nach einer längeren Phase, in der sich nicht viel änderte, kam es erst nach 2004 zu einer drastischen Anhebung der Leistungen des Krankenhauses und zu zahlreichen internen Veränderungen, obgleich die Zahl der Betten (heute 115) weitgehend unverändert blieb. In den letzten drei Jahren erfolgte der Neubau des Altenheimes mit 61 Dauerpflegeplätzen und 8 Tagespflegeplätzen (Kosten 5,5 Mio €). Die Entbindungsstation (1,1 Mio €) und die Patientenzimmer (2,4 Mio €) wurden saniert, und weitere Baumaßnahmen stehen bevor. Allein der Neubau eines Bettenhauses mit 60 Betten wird mehr als 6,6 Mio € kosten, hinzu kommt noch ein Neubau der Küche und der Technik (0,7 Mio €). Alle diese Maßnahmen sollen aber die Gesamtkapazität des Krankenhauses, d.h. die Anzahl der Betten, und auch die Ausrichtung des Hauses nicht grundlegend verändern. So sollen zwar keine neuen Abteilungen hinzukommen, die drei vorhandenen Abteilungen sollen aber erhalten und ausgebaut werden. Es sind dies die Internistische Abteilung mit 3 Chefärzten und 6 Assistenzärzten, die Chirurgie mit 2 Chefärzten, 2 Oberärzten und 5 Assistenzärzten sowie eine Abteilung für Gynäkologie und Geburtshilfe, eine Belegabteilung mit 3 Chef-

ärzten. Zudem gibt es noch eine kleine HNO-Abteilung mit einem Belegarzt. Insgesamt waren im vergangenen Jahr 176 Vollarbeitskräfte beschäftigt, der Umsatz betrug 16,4 Mio €.

Neben dem Krankenhaus gehören zur Stiftung St. Marien-Stift gGmbH noch das Altenheim St. Elisabeth-Haus mit 30 Vollkräften und einem Umsatz von 1,85 Mio € sowie die Sozialstation mit 16 Vollkräften und einem Umsatz von 0,9 Mio €. Außerdem hat das Krankenhaus seit 2009 auch ein medizinisches Versorgungszentrum (MVZ) als eigene Tochter. In diesem MVZ sind 7 Praxen bzw. Kassensitze zusammengefasst und zwar 2 für die Orthopädie, 2 für die Chirurgie, 2 für die Gynäkologie und eine internistische Praxis. In diesen Praxen werden die Patienten wie in jeder anderen Praxis behandelt und im Bedarfsfall ans Krankenhaus überwiesen.

So, wie sich das St. Marien-Stift in Friesoythe heute präsentiert, so soll es auch in Zukunft im Wesentlichen bleiben. Neuerungen werden, wo dies sinnvoll und möglich erscheint, aufgegriffen. Als besondere Schwerpunkte gibt es die Adipositas-Chirurgie (Magenverkleinerungen), die als Kompetenzzentrum zertifiziert wurde, sowie die Geriatrie als Teil der internistischen Abteilung. Ein weiterer größerer Ausbau dieser Schwerpunkte oder gar die Einrichtung neuer Schwerpunkte ist jedoch nicht geplant. Vielmehr versteht sich das St. Marien-Stift als ein Regionalkrankenhaus, das im Wesentlichen für die Grund- und Regelversorgung der Menschen in und um Friesoythe herum zuständig ist.⁶ Eine engere Kooperation oder gar Fusion mit anderen Kliniken ist daher zur Zeit auch nicht geplant.

Das St. Franziskus-Hospital in Lohne

Geschichtliche Entwicklung⁷

Vermutlich schon im Jahre 1850 kamen die ersten Franziskanerinnen aus Telgte nach Lohne. Darüber ist allerdings nichts weiter bekannt. Erst 6 Jahre später – das Mutterhaus des Ordens war inzwischen nach Münster-St.Mauritz verlegt worden – wurde dieses Engagement institutionalisiert: Vor allem auf Betreiben von Elisabeth Engelmann, geb. Kreymborg, die mit dem Tabakfabrikanten Anton Engelmann in Lohne verheiratet war, kamen jetzt zwei Ordensschwestern von St. Mauritz nach Lohne,⁸ um sich hier dauerhaft der Krankenpflege zu widmen. Unterstützt wurden sie dabei auch von anderen Lohner Bür-



Abb. 3: Das St. Franziskus -Hospital in Lobne, erbaut im Jahre 1859.

Quelle: St. Franziskus-Hospital Lobne

gern wie z.B. dem Fabrikanten Heinrich Bramlage und dessen Tochter Catharina. Heinrich Bramlage war es dann auch, der im Obergeschoss seiner leer stehenden Weberei am heutigen Alten Markt den Schwestern zwei Krankenzimmer, ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und eine Küche einrichtete und kostenlos zur Verfügung stellte.

Diese Wohnung war der Ausgangspunkt für das Krankenhaus, das zunächst von der Bevölkerung eher skeptisch beäugt und kaum angenommen wurde. Was der Grund für die Ablehnung war, läßt sich im Nachhinein nur schwer nachvollziehen. Wahrscheinlich zeigte sich hier eine eher unspezifische Ablehnung jeglicher neuer Einrichtungen, die die überkommenen Formen der Eigen- und Familienhilfen ersetzten. Trotz der Hilfen einiger Unterstützer war daher die materielle Not der Krankenschwestern und ihrer wenigen Patienten zunächst groß. Selbst Nahrung war knapp.

Ein Einstellungswandel vollzog sich erst, als 1857 das Nervenfieber in Lobne grassierte und viele Tote forderte. Ganze Großfamilien lagen zeitweise schwerkrank darnieder und konnten sich nicht mehr helfen. Auch Nachbarschaftshilfe unterblieb in diesem Fall häufig wegen der Angst vor Ansteckung.

In dieser Situation setzten sich die Schwestern aufopferungsvoll ein. „Hätte Lohne 1857 nicht die Barmherzigen Schwestern gehabt, so wäre eine doppelte Zahl von Einwohnern der Krankheit zum Opfer gefallen“, urteilte der Lohner Arzt Dr. Höltermann seinerzeit. Dementsprechend stieg das Ansehen der beiden Franziskanerinnen und auch das ihrer Pflegestation gewaltig an, wie die Quellen berichten. Jetzt war auch die Bereitschaft groß, ein „richtiges“ Krankenhaus zu bauen, was dann im Jahre 1859 auch geschah und das zunächst den Namen St. Antonius-Hospital trug. Die Kosten in Höhe von 3.500 Talern für den zweistöckigen Bau wurden im Wesentlichen durch Sammlungen bzw. durch Spenden aufgebracht und konnten durch viel Eigenarbeit der Landwirte (z.B. Transport der Steine ...) niedrig gehalten werden.

Wie bei anderen mildtätigen Stiftungen auch sollten alle Kranken aufgenommen werden, unabhängig von „Religion oder Konfession, noch Geschlecht oder Stand“, wie es im Statut des Krankenhauses hieß. Und auch an den Kosten für die Verpflegung mussten sich nur diejenigen Kranken beteiligen, die sich das leisten konnten. Nur „Wöchnerinnen als solche und Geisteskranke“ fanden keine Aufnahme, weil hierfür die



Abb. 4: Blick in das Stallgebäude des Krankenhauses um 1930, aus: St. Franziskus-Hospital 150 Jahre. Sonderveröffentlichung der OV vom 01.09.2006

pflegerischen Voraussetzungen fehlten. Dabei war mit der Hilfe, die vom Hospital geleistet wurde, nicht nur „die medizinische Hilfe, sondern darüber hinaus auch die seelsorgerische Hilfe gemeint“, wie es ebenfalls in den Statuten hieß. Geleitet wurde das Krankenhaus von einem Kuratorium, dem bei Gründung folgende Personen angehörten: Kooperator Meyer als Vertreter des Pfarrers, Kaplan Sieverding, Mühlenbesitzer Franz Holthaus sowie die Fabrikanten Bramlage und Engelmann.

In den folgenden Jahrzehnten wuchs das St. Antonius-Hospital dann kontinuierlich, auch wegen der Bevölkerungszunahme in Lohne, wobei man sich jedoch weiterhin um äußerste Sparsamkeit bemühte: 1880 wurde ein Erweiterungsbau notwendig, der so genannte Westflügel; zwei Jahre später kamen ein Vorbau und ein Wirtschaftsgebäude hinzu; 1894 kaufte man angrenzende Ländereien, legte einen großen Garten an, baute Stallungen und ein Leichenhaus; 1905 ersetzte man die Petroleum-Lampen durch elektrisches Licht; 1908 baute man Liegehallen für Lungenkranke, einen OP-Saal, eine Heizung und ein weiteres Wirtschaftsgebäude.

Genauere Angaben für den internen Bereich liegen nur für das Jahr 1905 vor. In diesem Jahr arbeiteten 6 Franziskanerinnen in Lohne, die im Krankenhaus 195 Patienten an 8613 Pflagetagen betreuten sowie 202 Patienten an 1303 Pflagetagen außerhalb des Krankenhauses versorgten. Außerdem leisteten sie medizinische Hilfen bei leichteren Krankheiten oder bei Verletzungen. Diese langen Verweildaten zeigen, dass es sich beim damaligen St. Antonius-Hospital eher um ein Pflegeheim als um ein Krankenhaus im heutigen Sinne handelte.

Finanziert wurde all dies letztlich durch Sach- und Geldspenden sowie durch Kollekten, die in der Pfarrkirche gesammelt wurden, denn die Kranken konnten nur einen Teil der Kosten tragen, und staatliche Mittel standen nicht zur Verfügung.

An der Grundstruktur des Krankenhauses änderte sich auch in den folgenden Jahrzehnten nur wenig: Im Ersten Weltkrieg wurde es zeitweise zu einem Lazarett mit 40 Betten umgewandelt, später kamen dann neue Stallgebäude hinzu, und man modernisierte an mehreren Stellen. Besonders erwähnenswert ist die Gründung des Altenheims, des St. Josephs-Hauses, das von Beginn an mit dem Krankenhaus verbunden war. Zu dieser Zeit änderte man auch den Namen von St. Antonius-Hospital in St. Franziskus-Hospital.

Im Jahre 1944 gab es 13 Schwestern und 5 Stationsgehilfinnen, 1954 waren es dann schon 16 Schwestern und 20 „Mädchen“, die alleinverantwortlich die Kranken pflegten. Darüber hinaus sorgten sie aber auch noch tatkräftig für die Verpflegung, sammelten Nahrungsmittel in den Bauerschaften, organisierten Transportmittel u.s.w.⁹ Auch die eigene Landwirtschaft des St. Franziskus-Hospitals stand unter der Leitung der Schwestern und hatte noch in den 1950er-Jahren eine große Bedeutung für die Verpflegung der Kranken. Die in den eigenen Ställen aufgezogenen „Schweine besaßen eine Speckschicht von meist 15 cm [das galt seinerzeit als besonders positiv ...!] und waren teilweise 1,50 Meter groß, so dass einige Mitarbeiter sich fürchteten, die Stallungen zu betreten“, so jedenfalls die Erinnerungen des damaligen Hausmeisters Scheele.

Einerseits ging es also in den 1950/60er-Jahren noch sehr traditionell zu, andererseits setzten sich im medizinischen Bereich in dieser Zeit auch tiefgreifende Veränderungen rasch durch: 1956 wurde ein neuer Bettenflügel und 1961 ein neuer Behandlungstrakt errichtet, so dass das Krankenhaus schon 1961 über 4 Fachstationen verfügte: die Chirurgische-, die Innere-, die Gynäkologische- und die HNO-Station. Dies waren alles Belegabteilungen.

Der wohl größte Wandel vollzog sich, als 1970 das St. Franziskus-Hospital in ein Fachkrankenhaus mit 5 Abteilungen (zu den oben genannten Fachstationen, die jetzt zu Abteilungen wurden, kam die Urologie hinzu) umgewandelt wurde. Seitdem sind am Lohner Krankenhaus nur noch Fachärzte tätig. Parallel zu dieser fachlichen Intensivierung und Spezialisierung vollzog sich ein weiterer Ausbau: zahlreiche Bauvorhaben wurden realisiert, und die Zahl der Betten stieg schon im Jahre 1974 auf 180. Auch die Finanzierung änderte sich seit Beginn der 1970er-Jahre völlig, denn an die Stelle von Spenden und Stiftungen traten nun – wie in den übrigen Krankenhäusern des Oldenburger Münsterlandes – fast gänzlich staatliche Mittel.

Gegenwärtiger Stand und Zukunftsplanung

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt präsentiert sich das St. Franziskus-Hospital in Lohne als ein modernes, vergleichsweise breit aufgestelltes Krankenhaus. Es verfügt über 180 Betten, hat 390 Mitarbeiter und erwirtschaftet pro Jahr einen Umsatz von 18,5 Mio Euro. Etwa 7.600 stationäre Fälle und 20.000 ambulante Fälle werden pro Jahr betreut.

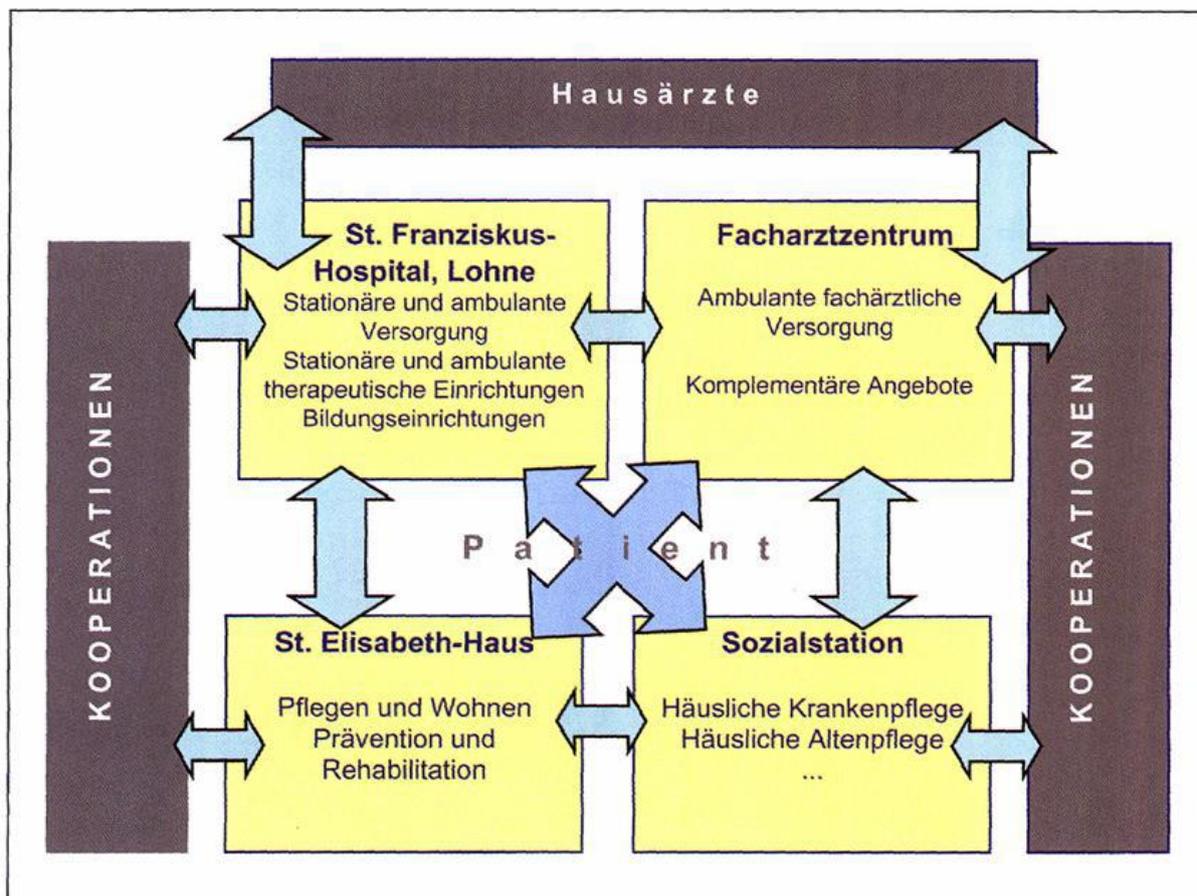


Abb. 5: Soziales und Medizinisches Versorgungszentrum des St. Franziskus-Hospitals
 Quelle: St. Franziskus-Hospital Lohne

Das Krankenhaus verfügt über folgende Fachabteilungen bzw. Bereiche: Innere Medizin mit Spezialisierungen, z.B. Schlaflabor; Allgemein- und Visceralchirurgie; Unfallchirurgie/Orthopädische Chirurgie; Kurzzeitchirurgie, die sich in Dinklage befindet; Urologie; Gynäkologie und Geburtshilfe; HNO; Augen; Anästhesie; Krankenpflegeschule; physikalische Therapie; Ergotherapie; Röntgen, CT; Labor.

Diese Fachabteilungen sollen alle erhalten bleiben und damit auch die Grund- und Regelversorgung für die Bevölkerung in Lohne und Umgebung sichern. Allerdings gibt es auch drei „Leuchttürme“, d.h. Bereiche, in denen sich das Krankenhaus besonders gut aufgestellt sieht und die auch in Zukunft eine besondere Bedeutung behalten sollen. Es sind dies erstens die Urologie mit etwa 30 Betten, bei der Lohne ein gewisses Alleinstellungsmerkmal in der Region hat. Denn ähnliche große urologische Abteilungen gibt es erst wieder in Oldenburg und Osnabrück.

Als zweiter „Leuchtturm“ wird die Allgemein- und Visceralchirurgie genannt, die ebenfalls über gut 30 Betten verfügt und bei der eng mit den Krankenhäusern in Damme und Quakenbrück zusammengearbeitet wird. Hier besteht vor allem eine Spezialisierung in der Adipositas-therapie (Magenverkleinerung), bei der Lohne sogar landesweit besondere Erfahrungen hat bzw. über besondere Kompetenzen verfügt.

Der dritte Leuchtturm schließlich ist die Geriatrie mit dem Schwerpunkt Demenztherapie, für die (ebenso wie für die Intensivstation) eine Erweiterung und ein Neubau geplant sind. Hier wird eng mit dem Altenheim, dem St. Elisabeth-Haus, zusammengearbeitet, das über 108 Plätze verfügt und etwa 110 Mitarbeiter hat.

Außer mit dem Altenheim gibt es auch noch andere vertikale Vernetzungen vor Ort, in die das St. Franziskus-Hospital eingebunden ist. Wie das Schaubild zeigt, sind dies das Facharztzentrum und die Sozialstation, die täglich etwa 100 Patienten betreut.

Die enge Zusammenarbeit mit dem Krankenhaus in Damme wird noch im letzten Abschnitt dieses Beitrags dargestellt.

Das Krankenhaus St. Elisabeth in Damme

Geschichtliche Entwicklung¹⁰

Die älteste Chronik des Krankenhauses in Damme, das inzwischen auf eine 152-jährige Geschichte zurückblicken kann, beginnt mit den Worten:

„Den 16. April 1860 sind zwei Krankenschwestern aus dem Orden des heil. Franziskus zu Mauritz bei Münster mit dem Namen Cornelia und Barbara hier eingetroffen und haben das Haus, welches Pastor Kleikamp zu Damme von den Erben des Häuslers Fried. Sack zu Damme für 750 Taler angekauft hatte, welches aber nach dem Ausbau und der Einrichtung auf 1400 Taler gekommen sein mag, bezogen und ihre Wirksamkeit, welche eine segensreiche sein wird, begonnen.

Vor dem Eintreffen bildete Pastor Kleikamp ein Kuratorium, welches bestand aus dem Präsidenten, welcher wegen Krankheit des weil. Pastor Kleikamp durch den Herrn Amtsrichter Russel vertreten war, dann aus den Herren Vicar Schmitz, Vicar Voogelt, Kaufmann J. Püttmann (Schreiber dieses) als Rendant, Kaufmann Heinrich Leiber, Colon Meyer zu Holte und Colon Hülsmann aus Borringhausen.“¹¹

Statuten

Stad Elisabeth. Stifft zu Damme.

§ 1

Das Elisabeth. Stifft ist eine Pflanz- und Erziehungsanstalt für Kranke, alterthümliche Personen und selbstthätigen Kinder und aus dem Kirchspiel zu Damme, Heuenerkirchen, Haldorf, Steinfeld, sowie aus Mumparten und aus dem Ort zu.

Sie zielt auf die vorfolgende Aufgabe des Stiffts ab. Die Krankenpflege, wo möglich durch Franciscanessen oder mit kirchlicher Genehmigung durch andere katholische Ordensgemeinschaften. Weit sind die übrigen Zwecke statthalber zu verwirklichen, sobald die Mittel es gestatten.

2.

Das Stifft hat die Rechte einer Corporation und milden Stiftung.

3.

Sie besteht aus dem Oberaufseher des Stiftes. Seine Officialität zu Vechta resp. Stad. Pörschen. Die Pörschen sind ein Curatorium aus fünf Mitgliedern, welche aus katholischen Religion ausgehen müssen, ausserwählt.

Das Curatorium wird gebildet:

1. aus dem zeitweiligen katholischen Pfarrer resp. Pfarrverwalter zu Damme, der als Präses. Zweit das Curatorium ist und seinen Hall. vorzuziehen und den übrigen Mitgliedern des Stiffts.

Abb. 6: Die erste Seite der Statuten des St. Elisabeth-Stiftes in Damme, aus: 125 Jahre St. Elisabeth-Stift in Damme, Vechta 1986

Wie überall im Oldenburger Münsterland waren es also Ordensschwestern, die die bisher fast ausschließlich häusliche Pflege und die häusliche medizinische Versorgung örtlich konzentrierten und dadurch eine wesentliche Grundlage unseres heutigen Medizin- bzw. Gesundheitssystems schufen. Zwar gab es auch in früheren Zeiten schon Armenhäuser und Leprosenstationen als zentrale Orte der Pflege, sie waren aber oft in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges untergegangen. Dabei stand bei der Krankenhausgründung in Damme zunächst der Aspekt der (Langzeit-)Pflege im Vordergrund, und neben der Pflege im Krankenhaus übernahmen die Ordensschwestern auch die häusliche Pflege in Damme und in der Umgebung. Aber ganz allmählich wurde das Krankenhaus dann zu einem Ort, an dem – unter ärztlicher Leitung! – das Ziel der Heilung bzw. der medizinischen Betreuung in den Vordergrund rückte. 1910, bei der 50-Jahrfeier, arbeiteten übrigens die beiden Schwestern, die seinerzeit als erste nach Damme kamen, noch immer im Krankenhaus!

Wie bei jeder Krankenhausgründung, so standen auch in Damme zunächst finanzielle Fragen im Vordergrund. Der größte Teil der Baukosten war jedoch schon zu einem frühen Zeitpunkt gesichert, da der im Jahre 1856 verstorbene Colon Lamping dem zu diesem Zeitpunkt schon geplanten Krankenhaus 3000 Taler vermachte. In etwas bescheidenerem Umfang engagierte sich im Jahre 1861 die oldenburgische Großherzogin Elisabeth, die 100 Taler stiftete. Dennoch reichte dieser Betrag aus, um das Stift nach ihr zu benennen. Das „Elisabeth-Stift“ war damit das einzige Krankenhaus in der Region, dessen Name sich auf eine „weltliche“ Person, die noch dazu protestantischen Glaubens war, bezog. Diese Besonderheit wurde jedoch nach und nach getilgt: So wählte man für die feierliche Einweihung des Neubaus und der Kapelle im Jahre 1864 den Festtag der heiligen Elisabeth, die dann in den folgenden Jahrzehnten zunehmend als Patronin angesehen wurde, auch im offiziellen Schriftverkehr. So wurde denn aus dem „Elisabeth-Stift“ das „St. Elisabeth-Stift“⁴¹², und kaum jemand kennt noch den alten Namen.

Nachdem das Krankenhaus zunächst behelfsmäßig untergebracht war, erfolgte 1864 der Neubau. Danach kam es dann, wie andernorts auch, zu zahlreichen Aus-, Um- und Neubauten, die alle durch Spenden und Kollekten finanziert wurden. Auch das Großherzog-Paar zeigte sich bei mehreren Rundreisen durch das Amt Vechta generös. Diese bauliche Entwicklung verlief parallel zu dem Leistungsausbau: Wurden im Jahre

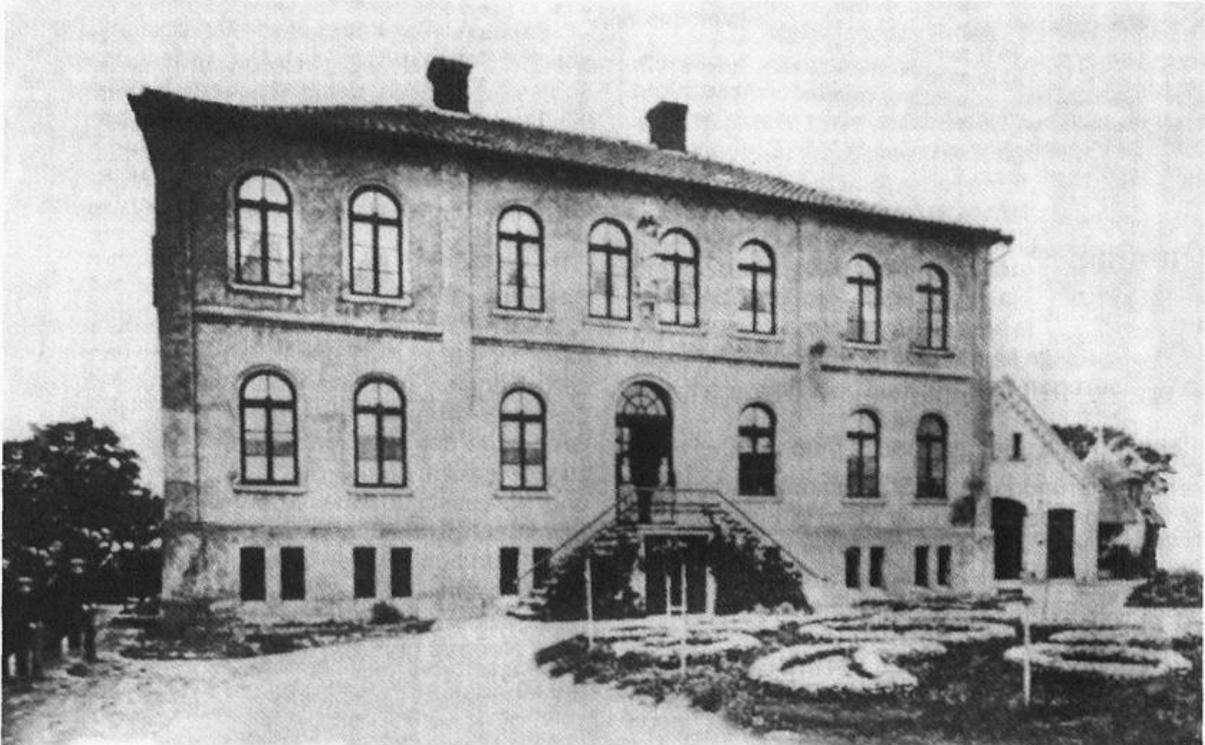


Abb. 7: St. Elisabeth-Stift in Damme – Foto aus dem Großherzoglichen Archiv Oldenburg, angefertigt 1878 zum 25-jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter, aus: 125 Jahre St. Elisabeth-Stift in Damme, Vechta 1986

1861 noch 24 Patienten im Krankenhaus und 27 zu Hause betreut, so waren es 1874 schon 54 Patienten im Krankenhaus, die dort insgesamt 4538 Tage verweilten und 59 Patienten, die zu Hause versorgt wurden. Auch die Zahl der Schwestern erhöhte sich: Waren es 1908 schon 8, so stieg ihre Zahl bis 1935 auf 13. Leider wissen wir jedoch nur wenig über die Betreuung der Kranken durch Ärzte. Vermutlich waren die Ärzte in Damme auch für das Krankenhaus mit zuständig. Erst 1941 wurde mit Dr. med. zu Höne erstmalig ein leitender Arzt für das St. Elisabeth-Stift ernannt, der diese Aufgabe ehrenamtlich wahrnahm und bei Fragen aus dem medizinischen Bereich zu den Beratungen des Kuratoriums hinzugezogen wurde.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs hatte das Krankenhaus 80 Betten, war jedoch auch wegen der vielen Flüchtlinge kaum in der Lage, seine Aufgaben zu erfüllen. Es fehlte an allem. Selbst ihre Bettwäsche mussten die Patienten mitbringen. Aufgrund der zahlreichen kriegsbedingten Schäden an den Gebäuden hatte man eigentlich vor, das Krankenhaus

vor den Toren der Stadt neu zu errichten. Dort hätte man auch genug Platz für Erweiterungsbauten gehabt. Diese Planungen scheiterten jedoch an den hohen Baukosten, die damals niemand aufbringen konnte. Erst nach der Währungsreform veränderten sich diese Verhältnisse allmählich, aber erst das Neubauprogramm von 1953 brachte Erleichterungen. 170 Betten gab es jetzt, aber auch diese Zahl reichte erkennbar nicht aus. Dennoch kamen bis zur 100-Jahr-Feier im Jahre 1960 nur 20 Säuglingsbetten hinzu. Zu dieser Zeit wurden die Patienten von 23 Ordensschwestern betreut sowie von 8 freien Schwestern und 11 Lernschwestern. Insgesamt bestand das Personal aus 65 Vollbeschäftigten. Ein Jahr später kam eine Krankenpflegeschule hinzu. Auch weitere Baumaßnahmen wie den Neubau des Personalwohnheims und der Krankenpflegeschule (1976/77), den Bau des Bettenhauses, der Untersuchungsräume und der Ambulanzen (2000) sowie den Neubau von OP-Saal und Intensivstation (2002) nahm man nach und nach in Angriff. Dadurch stieg dann die Bettenzahl auf 205 im Jahre 1972, bis schließlich im Jahre 1992 mit 270 Betten ein Höchststand erreicht war. Aber auch an der Ausrichtung des St. Elisabeth-Stiftes bzw. an der Struktur des Krankenhauses änderte sich Entscheidendes, denn schon im Jahre 1962, d.h. früher als an den anderen Krankenhäusern im Oldenburger Münsterland, gab man das Belegarztsystem teilweise auf und richtete stattdessen Fachabteilungen mit hauptamtlich angestellten Fachärzten ein. Diese Fachabteilungen waren zunächst die Chirurgie, die Innere Medizin und die Gynäkologie/Geburtshilfe. Später kamen dann als Hauptabteilungen die Neurologie und die Anästhesie hinzu, die ebenfalls von hauptamtlichen Fachärzten geleitet wurden. Die Gynäkologie/Geburtshilfe wurde nach einiger Zeit jedoch wieder zu einer Belegabteilung, und die Orthopädie und die Pädiatrie kamen als Belegabteilungen hinzu. Auch Fachpraxen wurden dem Krankenhaus angegliedert, so die Radiologie, die HNO und das neurochirurgische Wirbelsäulenzentrum.

Gegenwärtiger Stand und Zukunftsplanung

Das Krankenhaus St. Elisabeth präsentiert sich gegenwärtig als ein gesundes, gut ausgelastetes Unternehmen. Im Jahre 2011 wurden hier knapp 12.000 Patienten stationär und 45.000 ambulant behandelt. Es wurden 5600 Operationen vorgenommen, die Zahl der Beschäftigten



Abb. 8: Im Krankenhaus St. Elisabeth-Stift werden jährlich rund 700 ambulante Operationen durchgeführt. Foto: St. Elisabeth-Stift Damme

betrug knapp 600 und die der Betten 235. Hinzu kamen noch 68 Beschäftigte in der Sozialstation, 20 im Pflegezentrum und 45 in der Service Gesellschaft.

Das Krankenhaus ist gegliedert in 9 Hauptabteilungen: Innere Medizin; Unfallchirurgie; Neurologie; Orthopädie; Anästhesie; Allgemein-/Viszeralchirurgie; Gynäkologie; Wirbelsäulenchirurgie; HNO. Außerdem gibt es noch eine Belegabteilung (Pädiatrie). Diese Hauptabteilungen sind so aufgestellt, dass sie den regionalen Versorgungsauftrag zu 95% erfüllen können. Für die restlichen Bereiche stehen Kooperationspartner zur Verfügung, mit denen sich das Krankenhaus gut vernetzt sieht. So ist das St. Elisabeth-Krankenhaus z.B. in das Traumanetzwerk Weser-Ems eingebunden. Darüber hinaus findet eine enge Zusammenarbeit mit regionalen und überregionalen Haus- und Fachärzten statt. Zudem gibt es noch ein Medizinisches Versorgungszentrum (MVZ), in dem eine enge Verzahnung von ambulanter und stationärer Versorgung angestrebt wird. Bei diesem MVZ handelt es sich um Praxen im Krankenhaus. Die dort tätigen Ärzte sind im Krankenhaus angestellt,

und das Krankenhaus organisiert auch die Abrechnungen. Für die Patienten hat dies System mancherlei Vorteile.

Im MVZ gibt es fünf medizinische Fachrichtungen mit neun Praxen, und zwar die Neurologie mit 3 Praxen, die Gynäkologie und die Neuro-Chirurgie mit 2 Praxen, sowie die Orthopädie und die Psychotherapie mit ebenfalls je einer Praxis.

Besonders gut aufgestellt sieht sich das Krankenhaus in der Inneren Medizin, der Neurologie, der Allgemein- und Viszeralchirurgie, der Gynäkologie, der Orthopädie und der Wirbelsäulenchirurgie. Diese Bereiche sollen auch in Zukunft schwerpunktmäßig ausgebaut werden und damit „Leuchttürme“ bleiben. Neu ist das Darmzentrum, das zusammen mit Lohne und Quakenbrück betrieben wird und noch in diesem Jahr (2012) zertifiziert werden soll. Zunehmende Bedeutung hat auch die Stroke Unit als eigene Schlaganfallabteilung, für die es in den anderen Krankenhäusern in den Landkreisen Vechta und Diepholz keine Entsprechung gibt.

Diese Zukunftspläne stoßen inzwischen räumlich an Kapazitätsgrenzen, so dass ein Ausbau nötig wird. Geplant ist, neben dem Haupteingang einen dreigeschossigen Gebäudetrakt zu errichten, in dem die Pflegestation untergebracht werden soll. Etwa 13 Mio Euro werden die Baumaßnahmen kosten, die weit überwiegend als Fördermittel vom Sozialministerium kommen sollen. Auch andere Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen sind geplant, für die das Krankenhaus eigene Mittel aufbringen müssen – was aber möglich sein dürfte.

Kooperation unter dem Dach der „Kardinal von Galen Kliniken“

Viel hat sich während der letzten eineinhalb Jahrhunderte bei der Größe der vorgestellten Krankenhäuser verändert, aber auch in ihren Strukturen, ihrem medizinischen Anspruch u.s.w. Sichtbar ist dies auch daran, dass die Ordensschwestern, die lange Zeit allein das Pflegepersonal stellten, heute in dieser Hinsicht kaum eine Rolle mehr spielen. Am Krankenhaus in Damme gibt es zwar noch 5 Ordensschwestern, von denen aber nur noch eine aktiv in der Pflege tätig ist und zwei sich der Seelsorge widmen. Auch in Lohne gibt es noch 4 Franziskanerinnen, von denen eine noch Seelsorge betreibt. In Friesoythe hingegen gibt es schon seit 15 Jahren gar keine Ordensschwestern mehr.

Alle Krankenhäuser im Oldenburger Münsterland werden aber nach wie vor von der Kirche getragen. Dennoch ist ihre Eigenständigkeit so groß, dass sie die Zukunftsaufgaben auf recht unterschiedliche Weise meistern wollen.

Zwar haben sich alle Krankenhäuser vor Ort im Jahre 2006 zu den so genannten „Corantis-Kliniken“ zusammengeschlossen, die seinerzeitigen Erwartungen wurden jedoch kaum erfüllt. „Corantis“ stellt daher heute einen eher informellen Zusammenschluss dar, über den z.T. der Einkauf gemeinsam organisiert oder die EDV vereinheitlicht wird.

Ansonsten beschritt man unterschiedliche Wege: Die Krankenhäuser in Vechta, Cloppenburg, Lönningen und Emstek schlossen sich 2011 zu einer gemeinnützigen GmbH zusammen (s.o.) und gaben damit ihre Eigenständigkeit weitestgehend auf. Friesoythe plant hingegen, gänzlich unabhängig zu bleiben (s.o.), während Lohne und Damme sich am 1.1.2012 in den „Kardinal von Galen Kliniken“, einer Holding, zusam-

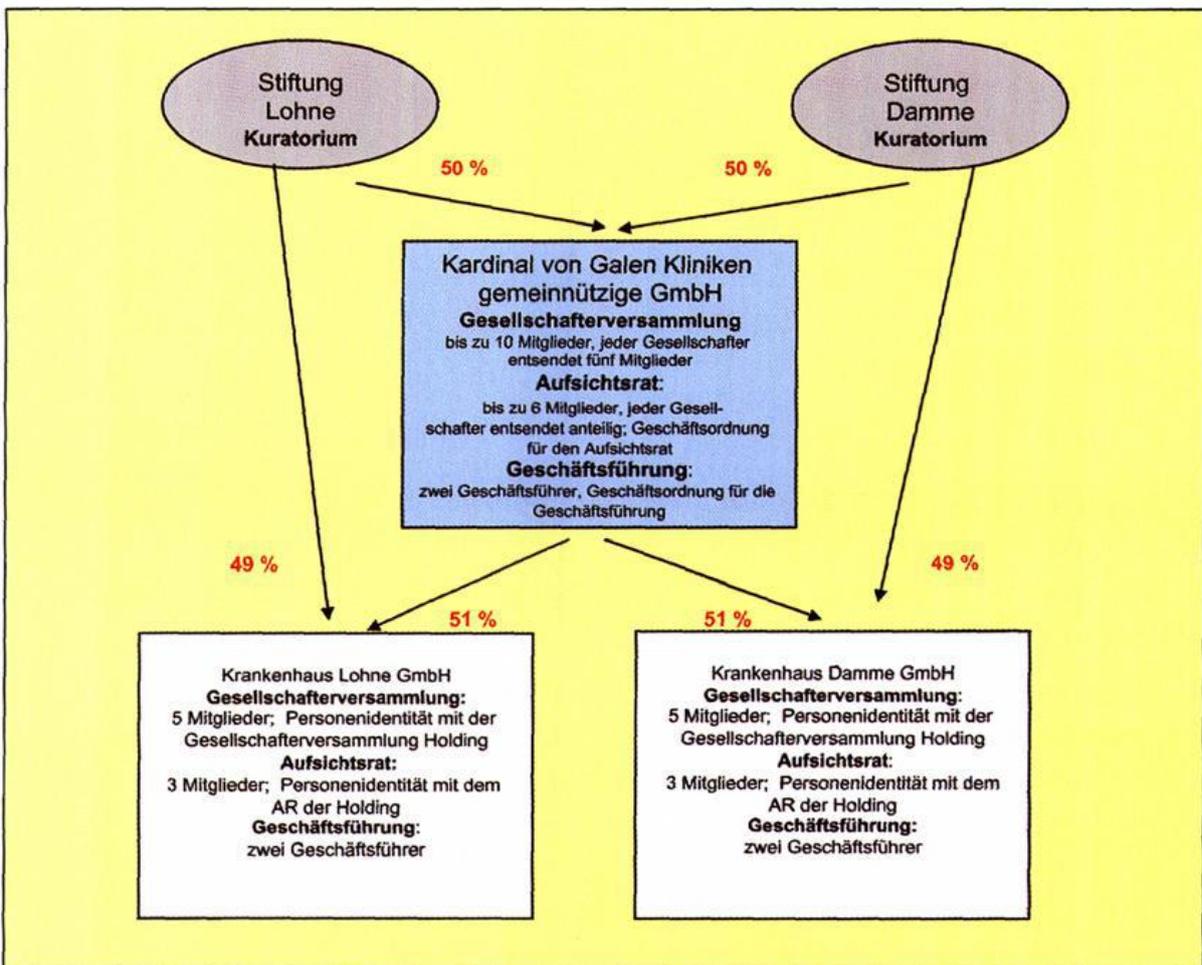


Abb. 9: Aufbau der Holding „Kardinal von Galen Kliniken gGmbH“

mengeschlossen haben. Sie sehen in einer sich eher schrittweise entwickelnden Arbeitsteilung größere Chancen als bei einem völligen Zusammenschluss, der die Aufgabe der eigenen Selbstständigkeit bedeuten würde.

Das Schaubild (Abb. 9) zeigt, wie eng die personellen Überschneidungen sind bzw. wie die Kooperation personell verankert ist, aber auch, welcher Wert auf weitere Selbstständigkeit gelegt wird. So sind die Personen, die im Aufsichtsrat und der Gesellschafterversammlung der Holding tätig sind, weitgehend identisch mit denen, die im Aufsichtsrat und der Gesellschafterversammlung der beiden Krankenhäuser wirken.

Die Holding soll eine strategische Klammer sein, durch die Abstimmungen zwischen beiden Krankenhäusern erleichtert werden, ohne dass die Vorteile der Selbstständigkeit beider Partner verloren gehen. Solche Abstimmungen bzw. Absprachen soll es künftig geben, wenn neue Abteilungen eingerichtet werden, Neubauten geplant sind, neue Chefarzte oder Geschäftsführer eingestellt werden usw. Ziel ist die Bildung von medizinischen Schwerpunkten. Einen Zwang zur Kooperation soll es hingegen nicht geben. Die Holding versteht sich vielmehr als Angebot, durch das die in ihr angelegten Chancen Schritt für Schritt genutzt werden können.

So besteht schon heute eine enge Zusammenarbeit zwischen der Neurologie in Damme und der Geriatrie in Lohne – ein Modell, das auch auf andere Fachabteilungen übertragen werden könnte. Bei der Allgemein- und Viszeralchirurgie gibt es ebenfalls heute schon eine standortübergreifende Organisation mit einem gemeinsamen Direktor. Auch Einkauf und Weiterbildung werden zunehmend gemeinsam organisiert, während ansonsten die Abteilungen zunächst nebeneinander existieren, und dies zumindest für die nähere Zukunft auch so bleiben soll. Damit gehen die „Kardinal von Galen Kliniken“ einen ganz anderen Weg als die KKOM. Es wird interessant sein zu verfolgen, welcher dieser Wege sich langfristig als der erfolgreichere erweisen wird, oder aber, ob beide „Modelle“ Bestand haben werden, um den Versorgungsauftrag der Häuser erfolgreich wahrnehmen zu können.

Anmerkungen:

- ¹ Die in diesem Beitrag gemachten Angaben stützen sich hauptsächlich auf die Informationen, die der Verfasser von den Krankenhäusern erhielt.
- ² Vgl.: Cloppenburg, Ferdinand, 125 Jahre Dienst am Menschen. Beiträge zur Geschichte des Krankenhauses St. Marien-Stift der Stadt Friesoythe, Friesoythe 1992, S. 31
- ³ Ebenda, S. 31 ff. Hier finden sich auch ausführliche Schilderungen sowie Bilder, Protokolle etc.
- ⁴ Ebenda, S. 53
- ⁵ Ebenda, S. 79
- ⁶ Dabei arbeitet das St. Marien-Hospital in einem Umfeld, das als vorbildlich für ganz Deutschland gelten kann, denn nach Angaben der FAZ vom 25.08.2012, S. 9, lagen im Landkreis Cloppenburg die Leistungsausgaben je gesetzlich Versichertem so niedrig wie nirgendwo sonst in Deutschland.
- ⁷ Die Ausführungen in diesem Abschnitt stützen sich im Wesentlichen auf eine maschinenschriftlich erstellte Chronik, die sich im Besitz des Krankenhauses befindet.
- ⁸ Vgl. auch: St. Franziskus-Hospital 150 Jahre. Sonderveröffentlichung der OV vom 01.09.2006, S. 4
- ⁹ Vgl. auch: Kröger, Hubert; Pelster, Ulrich: 150 Jahre Krankenhaus Lohne (1856-2006) in: Laon – Lohne 2006. Neue Schriften des Heimatvereins Lohne e.V., Band 6, Lohne 2006, S. 9
- ¹⁰ Die Darlegungen in diesem Abschnitt beziehen sich vor allem auf: 125 Jahre St. Elisabeth-Stift in Damme. Vechta 1986
- ¹¹ Schomaker, Alwin: 75 Jahre St. Elisabeth-Stift in Damme 1860-1935 (Erscheinungsort und -jahr waren nicht zu ermitteln, vermutlich handelt es sich um einen Aufsatz in den Heimatblättern von 1935. Teile dieses Aufsatzes fanden sich in einem Aktenordner des Krankenhauses mit der Beschriftung: „Chronik des Krankenhauses“)
- ¹² Vgl. auch: Düing, Heinrich: Zur Geschichte/Entwicklung des Dammer Krankenhauses. Text eines Vortrags, gehalten am 16. November 2005, abgeheftet in einem Aktenordner mit der Beschriftung: „Chronik des Krankenhauses“

Antonius Bösterling

Auf den Spuren des Bauerngartens im Oldenburger Münsterland

Heutige Schilderungen, Beschreibungen, Behauptungen und Anregungen zum Bauerngarten entsprechen oft noch jenen bürgerlichen Vorstellungen des frühen 20. Jahrhunderts, die den bäuerlichen Garten zum Spiegel eines romantisch-biedermeierlichen Rückzugsraumes stilisieren.

Die Volkskundlerin Agnes Sternschulte verbreitete in den 1980er-Jahren die Theorie, dass „ein verzierter Nutzgarten mit einem spezifischen Arteninventar und einer vom Klostergarten übernommenen Kreuzenteilung mit jeweils vier durch Buchsbaum eingefassten Beeten mit Bauerngartenpflanzen“ ein „Bauerngarten“ sei. Aber schon der Begriff „Bauerngarten“ ist irreführend, denn es gab den Garten des Bauern, den Garten des Heuerlings oder den Garten des Landarbeiters. Und es ist kein Quellenbeweis vorhanden, wonach z.B. die kreuzförmige Grundform durchgehend seit den mittelalterlichen Klostergärten dem ländlichen Garten zugrunde gelegen haben soll. Es gibt auch keine „uralten“ Bauernblumen, keine obligaten Taxushecken und Buchsbaumeinfassungen. Gärten auf dem Lande entwickelten sich durch Innovation, Vorbilder und Mode aus adeligen und großbürgerlichen Anlagen, meist mit erheblichen zeitlichen Verzögerungen. Erst die Heimatschutzbewegung der 1930er-Jahre propagierte den blut- und bodengebundenen „Deutschen Natur- und Bauerngarten“ mit Mustergärten auch im Oldenburger Münsterland. Und dieses Vorbild wirkt immer noch nach.

Gärten im ländlichen Bereich sind zunächst kein ästhetischer Begriff, sondern ein Rechtsbegriff mit der Bedeutung „umzäunt“. Gärten entwickelten sich dort, wo das Relief, die Bodengüte, der Schutz – und nicht der rechteckige Zuschnitt – den Anbau von Nahrungsmitteln am besten gewährleisteten. Aufgrund des Primats der Bodengüte lagen die Gartenstücke nicht immer am Bauernhaus, sondern auch mal weit entfernt. Diese Bereiche der dörflichen Flur waren vom Flurzwang und

